

Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 als Geburtsstätte moderner Mysterienkultur

Sieben Jahrzehnte Baugedanke Rudolf Steiners

Zum Erscheinen des neuen Bandes der Gesamtausgabe «Bilder okkultur
Siegel und Säulen – Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 und seine
Auswirkungen», Bibliographie-Nr. 284/285.

An Pfingsten dieses Jahres sind siebenzig Jahre vergangen, also ein volles Menschenleben, seit jenem Ereignis, welches als der «Münchner Kongreß Pfingsten 1907» in die Geschichte der anthroposophischen Bewegung eingegangen ist. Unter dieser schlichten Bezeichnung vollzog sich damals ein Geschehen von so weittragender Bedeutung, daß es wohl eines gewissen historischen Abstandes bedarf, um es in seiner vollen Bedeutung erfassen zu können. Vielleicht entsprechen die inzwischen vergangenen sieben Jahrzehnte diesem Erfordernis, so daß der Impuls von München 1907 heute neu ergriffen und lebendig weitergetragen werden kann. Möge die neugestaltete und erweiterte Ausgabe des Bandes «Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 und seine Auswirkungen» viele Herzen dafür neu begeistern!

Was ist nun in München zu Pfingsten 1907 real geschehen? Nichts Geringeres, als daß Rudolf Steiners Grundimpuls, sein Kulturerneuerungsimpuls, die Harmonisierung von Wissenschaft, Kunst und Religion, die erste vollwirkliche Formgestalt erfahren hat. Die Kulturentwicklung selbst hatte diesen neuen Kulturlebensimpuls gefordert. Denn was einmal in lang vergangenen Zeiten aus dem Übersinnlichen durch die alten menschheitsführenden Mysterien als Einheit von Wissenschaft, Kunst und Religion kulturbildend erflossen war, mußte im Laufe der Entwicklung sich notwendig mehr und mehr trennen und somit auch versiegen bis hin zu den heutigen Endpunkten einer agnostischen Wissenschaft, einer akosmischen Kunst und einer atheistischen Religion.

Den tiefen Einsichtsfähigkeiten Rudolf Steiners in diese Entwicklungsbedingungen hatte sich immer überzeugender die Gewißheit erbildet, daß neue Gestaltungskräfte für eine echte Zukunftskultur nur durch eine Welt- und Lebensanschauung erwachsen können, die wiederum aus einer neuen Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion erquillt. Daher charakterisiert er in wesentlichen Zusammenhängen das «Ideal» der Anthroposophie immer als die neue Dreieinheit: Wissenschaft als Erkennen des Übersinnlichen, Kunst als Schauen des Übersinnlichen und Religion als Erleben des Übersinnlichen.

Dieses Ideal der Anthroposophie, es läßt sich aber auch anders, geistig intimer, ausdrücken und dann würde es lauten: Rudolf Steiners Grundimpuls zielte dahin, die Mysterien zu erneuern. Was ist darunter zu verstehen?

In erster Linie wird darunter verstanden werden müssen, daß die durch lange Zeiten im Verborgenen gehalten gewesenen Mysterien wieder offenbar, wieder allgemein zugänglich gemacht werden sollten. Rudolf Steiners ganzes Wirken

war darum ein einziges Bestreben, diesen Wendepunkt von den verborgenen zu den wieder offenbaren Mysterien herbeizuführen. Und insofern in München zu Pfingsten 1907 dieses Bestreben seine erste Formgestalt gefunden hat, bedeutet dieser Kongreß einen zentralen Wendepunkt auch für die ganze Mysteriengeschichte.

Forscht man nach den Beweggründen, die Rudolf Steiner bestimmt haben müssen, sich dieser nicht nur einen titanischen Geist, sondern auch einen titanischen Mut erfordernden Aufgabe zu stellen, so drängt sich als vordergründigste Antwort das Goethe-Wort auf: Weil es an der Zeit war. Die Antwort auf die Frage, warum es an der Zeit war, ist bekannt: Ein großer Zeitenzyklus, der in der Tradition des Okkultismus auf fünftausend Jahre – von 3101 vor Christus bis 1899 nach Christus – berechnet wird und der im Indischen «Kali Yuga», das heißt «Finsteres Zeitalter», genannt wird, war am Ende des 19. Jahrhunderts abgelaufen und mit dem Beginn unseres 20. Jahrhunderts sollte ein neues, ein geistig lichtiges Zeitalter beginnen.

Ebenso nun, wie ein neuer Tag sich ankündigt durch die Morgendämmerung, so wurde auch das neue geistig lichte Zeitalter ein Jahrhundert vor Ablauf des Finsteren Zeitalters angekündigt. Der große Dichter-Eingeweihte Goethe brachte im Jahre 1795 der deutschsprachigen Kultur eine Vorbotschaft von dieser geistesgeschichtlichen Forderung, daß es an der Zeit ist, den Tempel – oder die Mysterien – wieder offenbar werden zu lassen, durch sein Rätselmärchen «Von der grünen Schlange und der schönen Lilie». Rudolf Steiner bezeichnete diese Vorbotschaft daher zumeist «Goethes Apokalypse», «Goethes geheime Offenbarung».

Deutlich kristallisiert sich aus dieser Perspektive heraus, wie tief berechtigt es war, daß Rudolf Steiner – der immer so weitgehend wie möglich die geistige Kontinuität zu wahren suchte – ein Jahrhundert später an diese Goethesche Vorbotschaft anknüpfte. Er knüpfte an sie sogar genau in demselben Jahre an, in dem das Finstere Zeitalter zu Ende ging: 1899. Seine Erkenntnis dieser geistesgeschichtlichen Wende drängte ihn mehr und mehr dazu, das Esoterische, das in ihm lebte, zur öffentlichen Darstellung zu bringen. So übergab er 1899 der Öffentlichkeit im Druck, was in ihm seit zehn Jahren als Auslegung der Goetheschen Apokalypse lebte. Zwar hatte er es schon mehrfach mündlich dargestellt, erstmals 1891 im Wiener Goethe-Verein, doch habe er mit dem Druck gezögert, weil er das Bedürfnis gehabt habe, die Überzeugung von der Richtigkeit in sich durch längere Zeit reifen zu lassen.

Wenn er auch in diesem Aufsatz «Goethes geheime Offenbarung» von 1899* – gemäß der Darstellung in seiner Selbstbiographie «Mein Lebensgang» – noch «wenig» esoterisch werden konnte, so hatte er doch bereits ein Jahr später Gelegenheit, «ganz» esoterisch zu werden. Dies konnte geschehen, als er von den damaligen Berliner Theosophen zu Vorträgen aufgefordert worden war und in diesem Kreise einer großen Offenheit für Esoterisches begegnete. Selbstverständlich wurde er auch dort «ganz esoterisch» wiederum im Zusammenhang mit

* Innerhalb der Gesamtausgabe in GA Nr. 30 «Methodische Grundlagen der Anthroposophie 1884–1901»; 1918 in erweiterter Form von Rudolf Steiner eingefügt seiner Schrift «Goethes Geistesart in ihrer Offenbarung durch seinen Faust und durch das Märchen «Von der Schlange und der Lilie», GA Nr. 22.

Goethes geheimer Offenbarung. Und folgerichtig nannte er später – bezeichnenderweise am Vorabend der ersten öffentlichen Veranstaltung im ersten Goetheanumbau, dieser ersten öffentlichen Mysterienstätte des neuen Zeitalters – gerade diesen Vortrag die «Urzelle» der anthroposophischen Bewegung.

Es liegt somit eine wirklich strenge innere Konsequenz darin, daß Rudolf Steiner sein Wirken für eine moderne Esoterik an die Goethesche Apokalypse anknüpfte. Denn der Höhepunkt in Goethes «Märchen» ist ja, daß der unterirdische, das heißt bisher verborgen gewesene Tempel mit seinen drei Königen, dem goldenen, dem silbernen und dem ehernen König, zum oberirdischen Tempel aufsteigt, also zum öffentlichen Tempel wird. Und im «Märchen» vollzieht sich das in dem Augenblick, wo die «schöne Lilie» von der überragenden Figur, die Goethe den «Alten mit der Lampe» nennt, zum drittenmal das entscheidende Wort hört: «Es ist an der Zeit!».

Obwohl Rudolf Steiners Enträtselung des «Märchens» im Jahre 1899 gerade bei dem Geschehen einsetzte, das sich um dieses Mysterienwort «Es ist an der Zeit!» herumgruppiert, so muß andererseits gleichzeitig und riesenhaft vor ihm die Sphinx-Frage gestanden haben: Wie kann die tiefe Kluft, welche die Goethesche Vorbotschaft von der physischen Realisierung trennt, überbrückt werden? Goethes Vorbotschaft endet ja mit der Imagination, daß, nachdem durch das Selbstopfer der Schlange die Brücke gebaut ist, der Tempel nunmehr oberirdisch am Flusse steht und «der besuchteste ist auf der ganzen Erde». Die Frage nach der Verwirklichungsmöglichkeit dieses Zukunftsbildes, die damals vor Rudolf Steiners Geist noch als schier unlösbar gestanden haben muß, sie wurde vom Schicksal selbst überraschend schnell beantwortet, indem es ihm die Helfer zuführte, die sich ihm zum gemeinsamen Werk vereinten. Und zwar, wie es im «Märchen» heißt, zur «rechten Stunde». Denn wie schon der «Alte mit der Lampe» im «Märchen» weiß:

«Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt.»

Diese Goethe-Erkenntnis umschreibt Rudolf Steiner in einem seiner Märchen-Vorträge (Berlin, 24. Oktober 1908, in GA-Nr. 57) auf folgende Weise:

«Die einzelne Persönlichkeit vermag nichts; wenn aber alle zur guten Stunde zusammenwirken, wenn die Gewaltigen und die Geringen im richtigen Verhältnis zueinander wirken, dann kann erstehen, was die Seele befähigt, den höchsten Zustand zu erreichen, die Vereinigung mit der schönen Lilie. Dann wandert aber auch der Tempel aus den verborgenen Klüften hinauf an die Oberfläche für alle, die in Wahrheit nach Erkenntnis und Weisheit streben.»

Die in diesem Sinne erste «gute Stunde» schlug für die anthroposophische Bewegung im Jahre 1900, als Rudolf Steiner in der Theosophischen Gesellschaft Marie von Sivers begegnete, die ihm die Schicksalsfrage stellte, ob es denn nicht notwendig sei, in Europa eine geistige Bewegung ins Leben zu rufen. Diese

Frage führte zur Zusammenarbeit dieser beiden Individualitäten und dadurch zur Entstehung einer europäischen geistigen Bewegung. Dann schlug wieder eine solche «gute Stunde» zu Pfingsten 1907 in München, als nach mehrjähriger Vorbereitungszeit unter dem Signum des rosenkreuzerischen Initiationsprinzips die erste, dem Geiste des neuen Zeitalters entsprechende Mysterienstätte gestaltet wurde. Da dies aber niemals durch einen einzelnen hätte geschehen können, so liegt darin auch die Antwort auf die Frage, warum geistige Bewegungen überhaupt notwendig sind und warum sich zum Beispiel Rudolf Steiner an die Theosophische Gesellschaft angeschlossen hat. War es doch gerade die geistesgeschichtliche Forderung, daß es an der Zeit war, die Mysterien wieder allgemein zugänglich zu machen, die im Jahre 1875 in der englischen Welt zur Gründung der Theosophical Society geführt hatte. «Die ursprünglichen Mysterien wieder aufzurichten, ist ein Bestreben der Theosophischen Gesellschaft», äußerte Rudolf Steiner beispielsweise im Vortrag Berlin, 10. Juni 1904, und noch genauso äußerte er sich im Jahre 1923 in der Vortragsreihe «Die Geschichte und die Bedingungen der anthroposophischen Bewegung im Verhältnis zur Anthroposophischen Gesellschaft» (5. Vortrag, GA-Nr. 258). Und ebenfalls nichts anderes als diesen Mysterien-Erneuerungsimpuls kann er im Auge gehabt haben, als er im September 1902 in einem Entwurf für sein erstes Rundschreiben an die Zweige, die mit ihm als Generalsekretär die Deutsche Sektion der Theosophischen Gesellschaft begründen wollten, die Worte niederschrieb: «Ich trat nicht früher bei, als da ich wußte, daß die geistigen Kräfte, denen ich dienen muß, in der Theosophischen Gesellschaft vorhanden sind.»* Vom Augenblick dieser Einsicht an, und nachdem man ihn schon mehrfach zum Wirken in der Gesellschaft aufgefordert und sich ihm Marie von Sivers als Mitarbeiterin an die Seite gestellt hatte, war es ihm selbstverständlich, sich der Theosophischen Gesellschaft anzuschließen, vor allem auch, weil es ihm ja immer darum ging, so weitgehend wie möglich das okkulte Gesetz von der Kontinuität zu wahren.

Nun geht aber die Entwicklung nicht geradlinig. Und um geistige Impulse in der physischen Welt realisieren zu können, müssen mancherlei Versuche gemacht werden. Der Versuch, durch die Theosophische Gesellschaft die Erneuerung der Mysterien zu verwirklichen, blieb im Grunde genommen in seinen Anfängen stecken. Zwar konnte über ihre Gründerin, Helena Petrowna Blavatsky, durch das Veröffentlichens von Mysterienwahrheiten eine Bresche in das dekadent gewordene Geheimwesen geschlagen werden. Aber die Mysterienwahrheiten stammten aus vergangenen Bewußtseinszuständen, veröffentlicht in einer Darstellungsweise, die dem modernen Bewußtsein nicht genügen konnte. So galt auch für die Theosophische Gesellschaft, bevor sich Rudolf Steiner in sie hineinstellte, noch immer die Klage der «schönen Lilie» in Goethes «Märchen»:

Ach, warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut?

Warum konnte diese Brücke über den großen Fluß, der die Welt der Materie von der Welt des Geistes trennt, welche die Voraussetzung für das allgemeine

* GA-Nr. 262 «Briefwechsel und Dokumente 1901–1925», Seite 283.

Zugänglichwerden des Tempels, der Mysterien bildet, durch die Theosophische Gesellschaft nicht gebaut werden? Diese Frage führt wieder ganz nahe an die Bedeutung des Münchner Kongresses heran. Denn nach Rudolf Steiner soll und kann diese Brücke für das moderne Bewußtsein am tragfähigsten und gestindesten gebaut werden durch die Kunst; Kunst als künstlerisches Element im weitesten Sinne, sowohl in der Wissenschaft, wie in der eigentlichen Kunst, wie auch im Sozialen. Aber das künstlerische Element fehlte in der Theosophischen Gesellschaft gänzlich.

Noch in einem seiner allerletzten Vortragszyklen («Das Initiatenbewußtsein» vom August 1924, GA-Nr. 243) berührt Rudolf Steiner dieses Problem, indem er darauf eingeht, wie in abnormen – medialen, hypnotischen etc. – Bewußtseinszuständen die geistige Welt nur chaotisch, nur stolpernd betreten werden kann und nicht die Brücke gefunden wird zu Gestaltungen, zu stofflichen Formen, die Geistiges offenbaren. Gebildet werden könne aber diese Brücke durch die Kunst, weil diese es ist, die beide Welten, Geist und Stoff, *bewußt* verbinden kann. Und er sagt wörtlich: «Bringt man beide Welten zusammen, befruchtet sie gegenseitig, so entsteht die Kunst. Denn in der Kunst wird dasjenige, was äußerlich sinnlich wahrnehmbar ist, durchgeistigt, mit den Impulsen der geistigen Welt durchsetzt; dasjenige, was innerlich seelisch wahrnehmbar ist, wird in einer äußerlichen Verkörperung dargestellt.» Und daran schließt nun Rudolf Steiner noch die Bemerkung, daß «während die Theosophische Gesellschaft sich damit befaßte, eine äußerlich physische Wesenheit als Geistwesenheit hinzustellen, waren wir in der Anthroposophischen Gesellschaft» – er verstand ja seine Richtung von Anfang an als anthroposophisch orientierte – «dazu gedrängt, die okkulte Strömung in die Kunst einlaufen zu lassen».

Daher kann das, was Rudolf Steiner unter Erneuerung der Mysterien verstanden wissen wollte, objektiv nur so aufgefaßt werden, daß es ihm in erster Linie darum gehen mußte, dem neuen geistigen Leben des neuen Zeitalters gesunde Daseinsbedingungen zu schaffen durch Kunst, das künstlerische Element, das heißt durch neue Formen. Weil die Form die Offenbarung des Lebens ist, das sich ohne Form physisch nicht offenbaren könnte, deshalb waren solche neue Formen notwendig. Wir nehmen ja niemals das Leben an sich, sondern immer nur Leben in bestimmten Formen, in bestimmten Gestaltungen wahr. Daß das neue Leben in alten Formen nicht hätte lebenskräftig sein können, erklärt sich durch sich selbst. Somit wird es verständlich, warum es für Rudolf Steiner von Anfang an die notwendigste Aufgabe war, neue Formen zu schaffen. Mit dem Münchner Kongreß zu Pfingsten 1907 wollte Rudolf Steiner den aus dem modernen rosenkreuzerischen Initiationsprinzip fließenden Impuls zu künstlerischen Gestaltungen in großem Stile in die Theosophische Gesellschaft hineinstellen. Aber die damaligen Repräsentanten der Gesellschaft brachten dafür kein Verständnis auf, und darin lag der eigentliche Grund zur späteren Trennung. Somit liegen sowohl der Anschluß an die Theosophische Gesellschaft wie auch die Trennung von ihr in dem Impuls von München 1907 beschlossen.

Wenn man das von Rudolf Steiner immer mehr auf allen Gebieten angestrebte künstlerische Element – das er ja zum Beispiel in der Pädagogik als

Erziehungskunst, in der Pathologie als Heilkunst und auch im Sozialen lebendig sich entfalten sehen wollte – nicht nur ästhetisch verstehen will, sondern aus dem eigentlichen Quell, dem Initiationsprinzip heraus, dann muß man es zu verstehen suchen vom Gesichtspunkte der Übereinstimmung von Leben und Form. Wie sehr es Rudolf Steiner tatsächlich um dieses Problem der Übereinstimmung von Leben und Form ging, beschrieb er einmal ganz besonders deutlich für Marie Steiner-von Sivers, als er ihr – und zwar in Zusammenhang mit der Idee des Menschheits-Tempels – das gemeinsame Wirkensideal skizzierte. Er schrieb ihr am 25. November 1905, also drei Jahre nach dem Beginn der gemeinsamen Arbeit für eine europäische geistige Bewegung:

Dies sollte unser Ideal sein: Formen zu schaffen als Ausdruck des inneren Lebens. Denn einer Zeit, die keine Formen schauen und schauend schaffen kann, muß notwendigerweise der Geist zum wesenlosen Abstraktum sich verflüchtigen... So muß die Arbeit nach der Zukunft dahin gehen: religiösen Geist in sinnlich-schöner Form zu gestalten. Dazu bedarf es erst der Vertiefung im Inhalte. Theosophie muß zunächst diese Vertiefung bringen... (Aus «Briefwechsel und Dokumente 1901–1925», GA-Nr. 262, Seite 74.)

Wenn also das innere Leben, der Geist, sich nicht im Abstrakten verflüchtigen soll, muß er sich in Formen manifestieren.

Damit kommt man zu geisteswissenschaftlichen Grundbegriffen, deren Tiefe unausschöpfbar zu sein scheint. Es ist die Begriffsdreiheit: Form–Leben–Bewußtsein, am bekanntesten aus der Kosmologie Rudolf Steiners, in der die Konstitution der Welt basiert auf sieben Bewußtseinszuständen, von denen jeder wiederum durch sieben Lebenszustände geht, die ihrerseits wiederum durch sieben Formzustände sich zu entwickeln haben. In den beiden grundlegenden Schriften «Aus der Akasha-Chronik» und «Die Geheimwissenschaft im Umriß» findet sich das im einzelnen dargestellt.

Aber auch schon vor dem Erscheinen dieser Schriften hatte Rudolf Steiner in Vorträgen, zum Beispiel im Jahre 1904, auseinandergesetzt, wie wesentlich es sei, diese Vorstellungen – Form, Leben, Bewußtsein – richtig zu verstehen. Es handle sich darum, daß Leben und Form in einem Wechselverhältnis stehen, dessen Ergebnis das Bewußtsein sei. Eine in diesem Sinne grundsätzliche Darstellung darüber findet sich zum Beispiel in dem öffentlichen Berliner Vortrag vom 3. Dezember 1904 innerhalb einer Reihe, die von ihm selber als «Grundbegriffe der Theosophie» (GA-Nr. 53) betitelt wurde. Darin ist ausgeführt, daß die beiden Vorstellungen Leben und Form es sind, die durch das Labyrinth der Welterscheinungen führen, und daß es darum geht, daß auch im Geistesleben des Menschen und der ganzen Menschheit ebenso wie in der Natur das Leben immer wieder sich erneuern müsse dadurch, daß es neue Formen schaffe, wenn es nicht in der alten Form erstarren soll. Dadurch nun, daß der materialistischen Kultur das Bewußtsein von dem inneren formenschaffenden Leben immer mehr verlorengegangen war und nur noch alte Formen traditionell weitergepflegt wurden, stand Rudolf Steiner vor der Notwendigkeit, wenn das durch ihn zu

verkündigende neue geistige Leben des neuen Zeitalters ein lebenskräftiges Dasein finden sollte, diesem inneren Leben auch wirklich voll entsprechende Formen zu schaffen.

Konsequent verfolgte Rudolf Steiner dieses sein gegenüber Marie Steiner-von Sivers ausgesprochenes Ideal, «religiösen Geist in sinnlich-schöner Form zu gestalten», bis der «Tempel» auf dem Dornacher Hügel wirklich erbaut werden konnte. Mit Hilfe unzähliger opferwilliger Helferhände war er errichtet worden, weil Rudolf Steiner den ihm verbundenen Freunden klarzumachen vermocht hatte, daß die spirituelle Arbeit mehr oder weniger doch das Schicksal dessen treffen müsse, was dem Untergang geweiht sei, solange man gezwungen sei, in Räumen zusammenzukommen, deren Formen einer untergehenden Kultur angehören. Dies sprach er zum Beispiel deutlich bei der Grundsteinlegung des ersten nach seinen esoterisch-künstlerischen Gesichtspunkten gestalteten Hauses, des Hauses in Stuttgart, Landhausstraße 70, aus. Und er fügte noch die Worte an:

«Die spirituelle Strömung wird erst die neue Kultur, die sie zu bringen berufen ist, heraufführen können, wenn es ihr vergönnt sein wird zu wirken bis in das rein physische Gestalten, selbst der Mauern, die uns umgeben. Und anders wird spirituelles Leben wirken, wenn es hinausfließt aus Räumen, deren Maße Geisteswissenschaft bestimmt, deren Formen aus Geisteswissenschaft erwachsen.»*

Wessen bedurfte es jedoch, um das Ideal vom öffentlichen Tempel als «dem besuchtesten auf der ganzen Erde» in neuen Formen voll verwirklichen zu können? Vor allem bedurfte hierzu Rudolf Steiner persönlich nicht nur der Fähigkeiten des goldenen Königs – um in der Sprache des Goethe-Märchens zu bleiben –, mit denen die neue Wissenschaft vom Geiste ausgebildet werden konnte, sondern dazu bedurfte es ebenso der Fähigkeiten des ehernen Königs, um im richtigen Verhältnis mit den Mitarbeitenden das Werk beginnen zu können. In ganz vorzüglichem Maße bedurfte er in diesem Momente jedoch ebenfalls der durch den silbernen König repräsentierten künstlerischen Gestaltungsfähigkeiten. Woher aber kamen diese bei ihm, der doch bis zum Münchner Kongreß überhaupt nie als Künstler gewirkt hatte?

Wie jegliches bei Rudolf Steiner, waren auch diese Fähigkeiten bei ihm nicht aus dem Nichts entstanden, sondern tief innerlich errungen, zwar in stillem, aber doch jahrzehntelangem Leben und Ringen mit dem Kunstproblem. Gerade diese Seite Rudolf Steiners ist es, die immer schon und vielfach auch heute noch nicht gleichwertig erkannt wird mit der wissenschaftlichen Seite. Aber man kann ihm nicht voll gerecht werden, wenn man nicht auch auf seine eigene künstlerische Entwicklung hinschaut, wenn man ihn nicht wie Marie Steiner-von Sivers als «geborenen» Künstler verstehen kann.

Aus Rudolf Steiners «Lebensgang» und seinen sonstigen biographischen Äußerungen ist bekannt, daß er schon als neun- bis zehnjähriger Knabe gerne zeichnete und in der von ihm besuchten Dorfschule unter Anleitung des so-

* In dem neuen Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen», Seite 140.

nannten «Hilfslehrers» dieser Schule, der aber ein ausgezeichnete Mann gewesen sei, Bilder, ja sogar Porträts, mit Kohlestiften kopierte. Auch bestand er eine Vorprüfung für den Besuch der Realschule in Wiener-Neustadt «ausgezeichnet» hauptsächlich aufgrund aller in der Neudörfler Dorfschule gemachten Zeichnungen. Ein Lieblingsfach während seiner ganzen Realschulzeit blieb das geometrische Zeichnen. Mit Beginn seiner Studien an der Technischen Hochschule in Wien vertiefte er sich gleichzeitig auch intensiv in das ganze kunstgeschichtliche, insbesondere baukünstlerische Werden. Er fühlte sich dadurch auch im besonderen angeregt durch die ganze baukünstlerische Atmosphäre des damaligen Wien. Denn in Wien wurden damals gerade große Bauten – das Parlamentsgebäude, das Rathaus, die Votivkirche – gebaut und das Burgtheater vollendet. Von den Architekten dieser Bauten lernte er einige an der Technischen Hochschule persönlich kennen. So wurde Heinrich von Ferstel, der Erbauer der Votivkirche, im Jahre 1879, also zu Beginn von Rudolf Steiners Studienzeit, Rektor der Technischen Hochschule. Er äußerte in seiner Inauguralrede, daß Baustile nicht erfunden, sondern aus den Zeitaltern heraus geboren werden. Rudolf Steiner erzählte später, wie dieser Ausspruch in ihm lebenslang nachgetönt habe, wie aber trotz all der Genialität, die sich damals in Wien auf dem baukünstlerischen Sektor darlebte, der materialistische Zug, der sich immer stärker auch in der Kunst geltend machte, ihn «zur inneren Verzweiflung» gebracht habe und ihm zum Beispiel das korinthische Kapitäl viele «schlaflose Nächte» bereitete. (Erster Vortrag Rudolf Steiners auf dem Dornacher Hügel, 7. Juni 1914 in GA-Nr. 286 «Wege zu einem neuen Baustil».) Hier ist erwähnenswert, daß seine eigenen neuen Kapitälformen in dem für Künstlerisches bedeutsamen Rhythmus von vier mal sieben Jahren entstanden sind: im Jahre 1907, also 28 Jahre nach 1879, dem Beginn seiner Studienzeit.

Auch die Kunst des Malens beschäftigte ihn seit seinen Wiener Jahren. Als in Wien im Jahre 1882 die erste Böcklin-Ausstellung gezeigt wurde, fühlte er sich davon tief angeregt. Seitdem hatte er sich «bleibend mit Ideen über Malerei» beschäftigt. Denn die Bilder Böcklins empfand er als lebendigen Protest gegen das damalige materialistische Modellmalen. Er empfand, daß in Böcklins Malerei etwas liege, was vom Naturalismus wieder wegführen könnte. Jahrzehnte später, als er in London die Landschaften des Engländers William Turner kennenlernte, schien ihm dieser auf diesem Wege noch bedeutungsvoller vorge-schritten als Böcklin. Der tiefe Eindruck von der Böcklin-Ausstellung fällt zudem in dasselbe Jahr, in dem sich Rudolf Steiner aufs intensivste mit der Farbenlehre Goethes beschäftigte und ihm die Herausgabe derselben in Kürschners Deutscher National-Literatur übertragen wurde.

Gleichzeitig stand er damals auch in einer starken inneren Auseinandersetzung mit der Ästhetik, der Wissenschaft des Schönen. Die deutsche Ästhetik hatte bis dahin definiert: das Schöne sei die Idee in Form der sinnlichen Erscheinung. Rudolf Steiner forderte eine völlige Umkehr dieser Auffassung. So schrieb er schon um 1881/82 an einen Freund: «Kunst ist einmal das Göttliche nicht als solches, sondern in der *Sinnlichkeit*. Und letztere als solche, nicht das

Göttliche muß gefallen.»* Sieben Jahre später, 1888/89, begründete er diese Auffassung philosophisch als eine Ästhetik der Zukunft in seinem bekannten Vortrag «Goethe als Vater einer neuen Ästhetik».** Darin heißt es: «... Die Ästhetik nun, die von der Definition ausgeht, «das Schöne ist ein sinnliches Wirkliches, das so erscheint, als wäre es Idee», diese besteht noch nicht. Sie muß geschaffen werden. Sie kann schlechterdings bezeichnet werden als Ästhetik der goetheschen Weltanschauung. Und das ist die Ästhetik der Zukunft.»

Genauso also wie in der Wissenschaft, so suchte er auch von Anfang an nach einer geistgemäßen Auffassung des Künstlerischen in allen Richtungen. Aber seine eigentliche «hohe» Schule des Kunststudiums habe er durchgemacht auf seinen vielen großen Reisen von der Jahrhundertwende an im Dienste der Anthroposophie, an der Seite der ihm mit tiefstem Verständnis begleitenden Marie Steiner-von Sivers.

Diesen ganzen Hintergrund muß man einbeziehen, wenn man verstehen möchte, wieso Rudolf Steiner beim Münchner Kongreß 1907, da er bereits die Mitte seines fünften Lebensjahrzehntes überschritten und bisher nach außen immer nur als Wissenschaftler gewirkt hatte, sozusagen urplötzlich zum schaffenden Künstler werden konnte, der völlig neue Säulenkapitälé schafft und dadurch einen neuen Baustil kreiert und gleichzeitig die neue Mysterienbühne verwirklicht. Mit der Aufführung von Edouard Schurés Rekonstruktion des Heiligen Dramas von Eleusis wird an altes europäisches Mysterienwesen angeknüpft und zugleich die neue Mysterienbühnen-Epoche eingeleitet. Er entwirft die Bühnenbilder und Kostüme, führt selber Regie und dichtet, indem er den Schuréschen Prosatext in freien Rhythmen gestaltet. Dazu läßt er eine entsprechende Musik komponieren. Man versteht, daß Marie Steiner-von Sivers, überwältigt von der Fülle des Neuentstehenden, bewundernd an Edouard Schuré schreibt:

«Mit Recht erkannten Sie die Hand von Dr. Steiner in der Übersetzung . . .

Ich habe die Prosa-Übersetzung gemacht und erst hier, im Laufe des letzten Monats, ist Herr Steiner an die Arbeit gegangen, um sie in Rhythmen zu bringen. Unter welchen Schwierigkeiten! Ständig wurde er unterbrochen, man verlangte ihn dauernd. Er ging weg, kam wieder für fünf Minuten, setzte seine dichterische Arbeit fort und ging dann wieder, von einem andern gerufen. Er hat in allen Künsten und in allen Handwerken gearbeitet, alle angeleitet: Maler, Bildhauer, Musiker, Schreiner, Tapezierer, Schauspieler, Schneiderinnen, Theaterarbeiter, Elektriker . . . Wenn er das nötige Material und die Arbeiter zur Verfügung gehabt hätte, so hätte er in kurzer Zeit etwas Fabelhaftes zuwege gebracht: den Tempel der Zukunft. So konnte er nur Ideen skizzieren, aber sie werden befruchtend wirken.»***

* Siehe «Briefe I».

** Innerhalb der Gesamtausgabe enthalten in GA Nr. 30 «Methodische Grundlagen der Anthroposophie 1884–1901» und auch in GA Nr. 271 «Kunst und Kunsterkenntnis. Das Sinnlich-Übersinnliche in seiner Verwirklichung durch die Kunst», ferner als Einzelausgabe.

*** In dem neuen Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen». Seite 30.

Aber auch schon in einem vorangegangenen Bericht hatte sie ihm von zwei Ateliers geschrieben, in denen die Maler für die Ausschmückung des Saales «des späteren Tempels» nach den Zeichnungen von Rudolf Steiner arbeiteten. Hierdurch ist dokumentarisch bezeugt, daß der Tempelbaugedanke schon 1907 beim Kongreß, jedenfalls bei Rudolf Steiner und Marie Steiner-von Sivers, ganz konkret da war.

Was waren nun die wesentlichsten Gestaltungselemente in diesem Münchner Mysterienraum? Das feierliche Rot, in dem Wände und Decke leuchteten;* die davon sich abhebenden auf große Bretter gemalten sieben Säulen mit völlig neuartigen, aus der Metamorphosenanschauung Rudolf Steiners geschaffenen Kapitälformen; dazwischen die farbigen Rundbilder der apokalyptischen Siegel; ferner die vor der Bühne aufgestellten zwei Rundsäulen – eine rote (links), eine blaurote (rechts), auf denen die sogenannten Sprüche der Säulenweisheit standen; und zwischen diesen beiden Rundsäulen die Büsten der drei großen deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel, gleichsam als Repräsentanten der drei Könige aus dem Tempel im Märchen Goethes und in den späteren Mysterien-dramen Rudolf Steiners.

Fassen wir von all diesen Elementen der Mysterienraumgestaltung die beiden Rundsäulen etwas näher ins Auge, da sie mit dem Aspekt unserer Betrachtung in einem besonders engen Zusammenhang stehen. In dem erläuternden Vortrag über die Ausgestaltung des Saales am letzten Tage des Kongresses, am 21. Mai 1907, erklärt Rudolf Steiner, daß man, um diese beiden Säulen zu verstehen, ausgehen müsse von der sogenannten Goldenen Legende.** Ihr Inhalt besagt kurz zusammengefaßt das Folgende:

Adam hatte zwei Söhne: Kain und Abel. Kain erschlug den Abel. Als Ersatz wurde Adam noch ein Sohn geboren: Seth. Dieser durfte einmal das Paradies betreten und erhielt da von den beiden ineinandergeschlungenen Bäumen des Lebens und der Erkenntnis drei Samenkörner, die er seinem Vater Adam, als er gestorben war, in den Mund legte. Daraus wuchs ein dreiteiliger Baum, dessen Holz mannigfaltig verwendet wurde. Zum Beispiel war daraus der Stab, mit dem Moses seine Wunder tat, aber auch der Dornbusch, in dem Jehova dem Moses erschien. Auch die Pforte des Tempels Salomos war daraus gemacht: die beiden Säulen Jakin und Boas. Aber der dritte Balken, der diese beiden Säulen eigentlich verbinden sollte, paßte nicht, und so warf man ihn in den Teich Bethesda, dessen Heilkraft davon herrührte. Als dann Christus kam, ging von ihm eine Kraft in den Teich, und der Stamm kam wieder zum Vorschein. Er wurde als Brücke über den Bach Kidron gelegt, den Christus nach dem Verrat am Ölberg überschritt. Und auch das Kreuz selbst, an dem sich Christus zum Opfer darbrachte, wurde aus diesem Holz gemacht.

* An der Decke sollten eigentlich blaue Bögen angebracht werden, was damals wohl aus technischen Gründen nicht möglich war.

** Ein ausführlicher Sonderhinweis zur Goldenen Legende und zu den beiden Säulen ist enthalten in dem neuen Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen».

Rudolf Steiner erzählt und interpretiert diese Legende des öfteren, einmal mit dieser, einmal mit einer anderen Einzelheit. Der im Zusammenhang unserer Betrachtung entscheidende Punkt ergibt sich aus der folgenden Zusammenfassung:

Die beiden Säulen, die rote als Säule der Weisheit und die blaurote als Säule der Stärke, bedeuten den roten und den blauroten Blutbaum im Menschen. Auf diesen beiden Säulen muß der Mensch stehen können. Diese beiden Bäume, der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis, waren im Paradies in eins verschlungen. Für den Menschen mußten sie getrennt werden, erst für den Eingeweihten werden sie wieder zu einem Baum. Derjenige Balken nun, der diese beiden Säulen der Weisheit und der Stärke verbinden soll, ist das Prinzip der Frömmigkeit oder auch der Liebe oder auch der Schönheit. Weil in der vorchristlichen Zeit dafür noch kein Platz war, wurde der Balken, der nicht in den Tempel Salomos passen wollte, in den Teich geworfen. Erst Christus als Träger von Buddhi, der gereinigten Liebeskraft, konnte diesen Balken aus dem Wasser, das heißt dem astralen Plane heben, worin er ruhte. Dann wurde damit ein Fluß überbrückt, der den Weg zu den höheren Welten bedeutet. Als Christus seinen Leidensweg antrat, überschritt er diese Brücke und nahm das Kreuz, das auch aus diesem Holze gemacht war, auf sich und brach unter der Last zusammen. Nun aber wurden dadurch, daß in Christus Liebe und Erkenntnis vereint waren, die drei Stämme der Weisheit, der Stärke und der Schönheit vereint. Nun war also auch für die Schönheit der richtige Platz gefunden. Denn die Verbindung zwischen Weisheit und Stärke ist die Schönheit, die gleichzeitig Frömmigkeit und Liebe ist. In der Zukunft werden – nach Rudolf Steiners Interpretation – die drei Stämme von Weisheit, Stärke, Schönheit, die gleich drei Strömen auseinandergelassen waren, wieder zusammenfließen und in Einigkeit erst zur vollen Wirkung kommen. Seth ist derjenige, der die beiden feindlichen Brüder Kain und Abel (Stärke und Weisheit) verbindet.

Was findet sich nun überraschend in dieser mittelalterlichen Legende wieder? Die Schönheit, das künstlerische Element als das *Brückenmotiv* aus dem Goetheschen «Märchen», erkannt von Rudolf Steiner als dasjenige Prinzip, das erst durch den Golgatha-Impuls seinen angestammten Platz einnehmen kann. Und damit erweist sich, was der Kunstimpuls Rudolf Steiners in Wirklichkeit bedeutet: den Ausgleich der beiden Welt- und Menschheitsprinzipien Weisheit und Stärke durch das neue Leben des Golgatha-Impulses in sinnlich-schöner Form anschaulich zu machen. Daraus erklärt sich auch, warum Rudolf Steiner den Münchner Kongreß als den ersten Versuch zur Gestaltung eines Mysterienraumes des neuen Zeitalters so bedeutsam unter das Signum des Rosenkreuzes stellte. Denn das Rosenkreuz als Siegel gestaltet: ein Kreuz von einem Kranz leuchtend roter Rosen umwunden in einem ovalen blauen Felde stehend, daneben die Initialen E. D. N. J. C. M. P. S. S. R., sprach vom Umschlag des Programmheftes von München.* Bis zum Münchner Kongreß kannte man dieses

* Als Farbtafel I enthalten in dem neuen Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen».

seitdem so selbstverständlich gewordene Zeichen und die Bedeutung der zehn Buchstaben nicht. In München trat beides zum erstenmal als Bild in Erscheinung.

Was es bedeutet, daß Rudolf Steiner den Münchner Kongreß, das heißt das, was er durch ihn gewollt hatte, unter dieses Zeichen stellte, das beleuchtet am besten eine Darstellung, die er in seinen Vorträgen vom Juni 1923 über die «Geschichte und die Bedingungen der anthroposophischen Bewegung im Verhältnis zur anthroposophischen Gesellschaft» als eine Anregung zur Selbstbesinnung vor der Weihnachtstagung gegeben hat. Im fünften Vortrag führt er aus, wie es ihm für die anthroposophische Bewegung darauf ankam, das Mysterium von Golgatha zu «erobern». Deshalb habe er schon in seiner Schrift «Das Christentum als mystische Tatsache» den Versuch gemacht zu zeigen, wie im Mysterium von Golgatha als einer äußeren Tatsache die Krönung des gesamten alten Mysterienwesens vorliegt, so daß die weitere Entwicklung der Menschheit unter den Einflüssen des Mysteriums von Golgatha eine andere werden muß. Deshalb habe es auch nicht genügen können, nur – wie bei Blavatsky – zu einer Erneuerung, einer Auferstehung des alten Mysterienwesens zu kommen. Nein, gerade um das Mysterium von Golgatha «zu erobern» sei notwendig das «Auffinden eines ganz neuen Mysterienwesens», und das heiße so viel wie «das Auffinden der geistigen Welt in völlig neuer Form».

Es handelt sich also bei Rudolf Steiners Grundimpuls in erster Linie nicht um die Erneuerung alten Mysterienwesens, sondern um die Inauguration eines völlig neuen Mysterienwesens, einer neuen Mysterienkultur und das heißt soviel wie eine mit dem Golgatha-Impuls eroberte neue Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion. Und deren erste Verwirklichung, das war die Tat Rudolf Steiners und seiner Helfer durch den Münchner Kongreß Pfingsten 1907 – ein wahres Pfingstereignis.

Wie sich die einfach-eindrucksvollen Formen von München 1907 über die Vorstufen – den Modelbau in Malsch, den Zweigraum in Berlin, das Haus in Stuttgart – künstlerisch weiterentwickelten bis zu ihrer höchsten Entfaltung im ersten Goetheanumbau auf dem Dornacher Hügel, das ist nun in der neu gestalteten Ausgabe des Bandes «Bilder okkultur Siegel und Säulen – Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 und seine Auswirkungen» anschaulich dokumentiert. Der Textband mit Faksimiles und Abbildungen und die 32 Bildtafeln – darunter 15 farbige, zwei wunderbare Originalentwürfe Rudolf Steiners für die Innengestaltung des Dornacher Baues auf zwei Doppeltafeln, ferner drei Tafeln mit Zeichnungen von Friedrich Bergmann vom großen und kleinen Kuppelraum des ersten Goetheanum – bilden ein Arbeits- und Schulungsbuch für jeden, dem Rudolf Steiners Grundimpuls, sein Kulturerneuerungsimpuls durch eine neue Synthese von Wissenschaft, Kunst und Religion, am Herzen liegt.

Hella Wiesberger

Rudolf Steiner

Geistige Wirklichkeit und künstlerische Formgebung

Fragment eines Briefentwurfes

Vorbemerkung: Die nachstehend im Faksimile wiedergegebene Niederschrift eines Briefentwurfes wurde offenbar abgebrochen. Es ist nicht bekannt, wer die Persönlichkeit ist, an die sich Rudolf Steiner wendet. Mit der eingangs erwähnten Abwesenheit aus Deutschland ist der Aufenthalt in *Rom* gemeint, wo Rudolf Steiner vom 25. bis 31. März 1909 sieben Vorträge zur Einführung in die Geisteswissenschaft hielt. Gemeinsam mit Marie von Sivers war er Gast der Principessa Elika d'Antuni im Palazzo del Drago, in dessen Räumen auch die Vorträge stattfanden.* Das damit verbundene Erleben schildert Rudolf Steiner vierzehn Jahre später in einem seiner Vorträge über *«Das Künstlerische in seiner Weltmission»*.** Hier heißt es:

«Es war in einem bestimmten Augenblicke, wo ich so recht fühlen konnte, was Winckelmann einmal sagte, indem er nach dem Süden fuhr, um die Geheimnisse der Kunst zu entdecken, wo ich auch so recht ahnen konnte, wie Goethe dann auf den Spuren Winckelmanns weiterging, wo ich aber auch ahnen und empfinden mußte, mit aller Gewalt empfinden mußte, daß die Zeit vorüber ist, wo wir uns der Abendröte hingeben dürfen, daß die Zeit herangekommen ist, wo wir mit aller Gewalt nach einer neuen Erschließung eines Geisteslebens suchen müssen, wo wir nicht mehr uns bloß in dem Suchen nach dem Alten ergehen dürfen. Das konnte ich so recht fühlen in dem Augenblicke, als es das Schicksal gebracht hat, daß ich in den Räumen, in denen einstmal Winckelmann während seines römischen Aufenthaltes gelebt hat, in denen er seine Gedanken an italienischer und griechischer Kunst geschöpft hat, in denen er diese umfassenden Ideen ausgesprochen hat, die dann Goethe so begeistert haben, vor Jahren anthroposophische Vorträge über Menschheitsentwicklung und Weltenentwicklung zu halten hatte. Es war mir ein wahrhaft tiefes Gefühl, da zu empfinden, es muß etwas Neues gesagt werden auf dem Wege zum spirituellen Leben hin.»

Der in dem Briefentwurf anschließend genannte Aufenthalt in *Malsch* galt der Einweihung des dortigen Franz von Assisi-Zweiges am 6. April 1909. In der vorangegangenen Nacht, der Nacht des Ostervollmondes, vollzog Rudolf Steiner die Grundsteinlegung des Malscher Modellbaues. Der Zusammenhang dieses Ereignisses mit dem Münchener Kongreß wird in den Band *«Bilder okkultur Siegel und Säulen»* behandelt. Im Gegensatz zu dem Adressaten des Briefes hatte nämlich ein anderer Teilnehmer des Münchener Kongresses, der damals einundzwanzigjährige Student *E. A. Karl Stockmeyer*, zutiefst erkannt, welche epochale

* Siehe *«Aus dem Leben von Marie Steiner-von Sivers. Biographische Beiträge und Bibliographie»*. Dornach 1956. Seite 57 ff.

** GA 276, Dornach 1961. Vierter Vortrag, Dornach, 3. Juni 1923.

Bedeutung den auf Bretter gemalten Säulenmotiven zukam und was den Bildern der Siegel als reales geistiges Menschheitsgeschehen zugrunde lag. Aus dieser Erkenntnis erwuchs in Stockmeyer der Impuls zu einer langwierigen, hingebungsvollen Arbeit, die in Befolgung der Angaben Rudolf Steiners zur Errichtung des Malscher Modellbaues führte. Dieser wurde dann zum Vorbild für den 1911/12 geschaffenen Säulenraum im Hause des Stuttgarter Zweiges in der Landhausstraße. Stockmeyers Bericht «Vorläufer des Goetheanum» ist in dem Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen» enthalten. Er wurde im Hinblick auf die große Bedeutung, die dem Malscher Modellbau für die Realisierung des Baugedankens Rudolf Steiners zukommt, in das vorliegende Heft der «Beiträge» übernommen. Mit Recht betont der um die Vollendung und Erhaltung des Malscher Modellbaues so verdiente Architekt *Albert von Baravalle*, daß dieser Bau nicht der Vergangenheit angehört, sondern ein Keim für die Zukunft ist. *

In dem Brieffragment kommt Rudolf Steiner auch auf die Uraufführung des von Edouard Schuré rekonstruierten «Heiligen Dramas von Eleusis» bzw. auf einzelne dagegen geäußerte Einwände zu sprechen. Bekanntlich war Schuré selbst der Aufführung ferngeblieben, weil er befürchtete, eine Darstellung durch Laienschauspieler könne seiner Dichtung Abbruch tun. Hierzu sei in Kürze die Aussage eines Augenzeugen wiedergegeben, die verdeutlicht, auf welchem hohen spirituell-künstlerischen Niveau diese Aufführung und diejenigen der folgenden Jahre standen und wie die Ursprünge der Goetheanischen Bühnenkunst in diese Jahre zurückreichen. *Alexander Strakosch* schildert in seinen Erinnerungen an Rudolf Steiner **, wie man Marie von Sivers in der Rolle der Demeter nicht als Schauspielerin im gewöhnlichen Sinne erlebte, sondern als die Künstlerpersönlichkeit, durch welche die Geistesgestalt der Rolle unmittelbar vor die Zuschauer hintrat, so daß die Aufführungen wirklichen Mysteriencharakter annahmen. «Durch ihre Mitwirkung», schreibt Strakosch, «konnten die Anregungen Rudolf Steiners so mitreißend verwirklicht werden, daß auch die übrigen Darsteller gleichsam über sich selbst hinauswuchsen und Erstaunliches leisteten . . . Daß später einmal in schönster Weise diese Vertiefung mit einem hohen künstlerischen Können, erarbeitet auf Grund des Dramatischen Kurses unter der Leitung von Marie Steiner, sich vereinigen würde in den Mysterienaufführungen, wie sie jetzt [1947] am Goetheanum stattfinden, das konnten wir damals noch nicht ahnen . . . » g.

* *Albert von Baravalle*: «Vom Modellbau in Malsch». In «Mitteilungen aus der Anthroposophischen Arbeit in Deutschland», 14. Jahrg. Heft 2, Johanni 1960.

** *Alexander Strakosch*: «Lebenswege mit Rudolf Steiner». I. Band, Straßburg 1947. Seite 177 ff.

Düsseldorf, 12. April 1909

Mein lieber Herr Doctor!

Wegen meiner Abwesenheit aus Deutschland von den letzten Märztagen an bis zum Malter Außersjalt war es mir nicht möglich, Ihren Brief früher als heute zu beantworten.

Was Sie mir schreiben, dass Sie in einem Hauptpunkte nicht mit mir übereinstimmen, berührt, lieber Herr Doctor, doch auf einem Missverständnis. Jenes Gespräch im Münchener Kongresssaale, wo Sie die Siegel im Künsterisch nannten und ich erwiderte "aber richtig" haben Sie nämlich missverstanden. Ich war mit Ihnen ganz einverstanden, und hätte sehr, sehr gerne diese Dinge Künsterisch gesagt. Doch muß der Occultist realistisch, nicht chimärisch denken und so muß er dasjenige nehmen, was zu haben ist. "Aber richtig" sagt daher auf alles. Das ist es nämlich, worauf es ankommt, dass ge,

✓

genwärtig kein Künstler das dem wirklichen Leben nachstehende Vermögen hat. Und so ist man nur die Waise: entweder die formell-abstrakte Umkehrung inneren Lebens und Geschehens bei äußerlich inkünstlerischer Formgebung; oder die in tief toten Formen und Schemen, die heute vielfach Künstlerisch genannt werden, und die auf den Kenner wirklichen Lebens ungefähr wirken wie Leifname, die leben vorläuschen sollen. Das Gegenbild zu dem Gespräch im Münchener Kongresssaal hat mir beim letzten Münchener Aufbruch entgegen, wo ich ein Theater zu mieten suchte für unsere Sommerfestvorstellung. Da legte man mir nahe für die Szenenbilder die Künstlerhaftigkeit anzufordern, die sonst für das Künstler-Theater wirkt. Das, was die meisten, würde zweifelsohne von Vielen für Künstlerisch befunden: für den Kenner wahren Lebens wäre es zum Davonlaufen. Und so ist man gezwungen

[hier bricht der Briefentwurf ab.]

Zum 70. Jahrestag des Münchner Kongresses

Von den fünf Kongressen der Föderation europäischer Sektionen der Theosophischen Gesellschaft, an denen Rudolf Steiner mitwirkte, kommt dem unter seiner Leitung zu Pfingsten 1907 stattgefundenen in München die größte Bedeutung zu. Auf die zukunftsreichen Impulse für eine Erneuerung der bildenden und redenden Künste ist in dem vorangehenden Beitrag eindringlich hingewiesen worden. Hier soll noch von einer anderen Seite ein Weg zu dem damaligen zentralen Einschlag für die anthroposophische Bewegung gesucht werden. Vorangegangen waren die Kongresse in Amsterdam, 1904, in London, 1905, und in Paris, 1906*. 1902 und 1903 besuchte Rudolf Steiner zum ersten Male in London die Versammlungen der Theosophical Society anlässlich der Generalversammlung der britischen Sektion. 1903 wird in Anwesenheit von Col. H. S. Olcott, dem Begründer und Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft, beschlossen, «dem gemeinsamen Wirken der europäischen Sektionen in jährlichen, an verschiedenen Orten Europas abzuhaltenden Generalversammlungen einen Mittelpunkt zu schaffen». So berichtet Rudolf Steiner. Für 1904 wird Amsterdam bestimmt. In einer kurzen Ansprache über «Theosophie und deutsche Kultur» betont er: «Unsere deutsche Sektion ist noch nicht einmal ein Jahr alt. Es ist daher naturgemäß, daß sie nur auf geringe Erfolge in der *Vergangenheit* verweisen kann. Aber man darf sagen, daß wir die besten Hoffnungen für die *Zukunft* der Theosophie in Deutschland hegen dürfen. Denn das ganze Wesen des deutschen Volksgeistes drängt zur Theosophie.» Und nun entwirft er nur mit wenigen Strichen eine erste Skizze von dem Wege, auf welchem die Deutsche Sektion ihre Ziele zu verwirklichen gedenkt. Als erstes werden die Träger deutscher Kultur durch Meister Eckhart, Tauler, Valentin Weigel, Jakob Böhme und Angelus Silesius genannt. Dann folgt das Dreigestirn der neueren deutschen Denker: Fichte, Schelling und Hegel. «Und was in diesen hervorragenden Persönlichkeiten zum Ausdruck kam, das hat seine Wurzel in den Tiefen der deutschen *Volksseele*. Deshalb war auch der größte neuere deutsche Dichter, *Goethe*, von solcher Gesinnung, von solcher Vorstellungsart durchdrungen.» «*Faust*» und das Märchen «von der grünen Schlange und der schönen Lilie» werden hervorgehoben und der «magische Idealismus» des Novalis besonders gekennzeichnet. Mit den Worten: «So wahr es ist, daß das deutsche Leben von der Theosophie viel zu erwarten hat, so wahr ist es auch, daß es selbst ein gutes Scherflein zu der theosophischen Weltbewegung beizubringen hat», beendet der deutsche Generalsekretär seine Ansprache.

Das kann in einem gewissen Sinne als Auftakt der bahnbrechenden Tätigkeit Steiners zu Beginn dieses Jahrhunderts bezeichnet werden. In «*Mein Lebensgang*» können wir an den entsprechenden Stellen den Werdegang der anthroposophischen Bewegung verfolgen. Er fügt noch hinzu: «Marie von Sivers hat das alles dadurch möglich gemacht, daß sie nicht nur nach ihren Kräften materielle Opfer gebracht, sondern auch ihre gesamte Arbeitskraft der Anthro-

* In Budapest, 1909, fand der fünfte Kongreß statt, an welchem Rudolf Steiner mitwirkte.

sophie gewidmet hat.» Es ist nun aufschlußreich, in welcher Weise durch Rudolf Steiner in Amsterdam, London und Paris das zentrale Anliegen der deutschen Sektion in seinen Ansprachen zum Ausdruck gebracht wird, welches dann nach diesen vorbereitenden Ausführungen im Münchner Kongreß zu Pfingsten 1907 gipfelt. Schon die Thematik als solche spricht für sich: Mathematik und Okkultismus. Die okkulte Grundlage in Goethes Schaffen. Theosophie in Deutschland vor hundert Jahren. – Die Ansprachen wurden in den Heften 10, 11 und 12 der «Nachrichten der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung», wie der Name der jetzigen «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe» damals noch lautete, abgedruckt. Eine Reihe grundsätzlicher Gedanken lassen wir aber doch wiederum hier folgen.

«Bekannt ist, daß die Überschrift des platonischen Lehrsaals jeden von der Teilnahme an der Unterweisung des Meisters ausgeschlossen haben soll, der mit der Mathematik unbekannt war. Wie man auch über die historische Wahrheit dieser Überlieferung denken mag, es liegt ihr ein richtiges Gefühl zugrunde von der Stellung, die Plato der Mathematik innerhalb des Gebietes menschlicher Erkenntnis angewiesen hat. Durch die «Ideenlehre» wollte er seine Schüler anleiten, in der Welt der rein geistigen Urwesen sich durch ihr Erkennen zu bewegen. Er ging davon aus, daß der Mensch von der *wahren* Welt nichts wissen könne, solange sein Denken durchsetzt ist von dem, was die Sinne liefern. Sinnlichkeitsfreies Denken fordert er. In der Ideenwelt bewegt sich der Mensch, wenn er denkt, nachdem er aus diesem seinem Denken alles ausgesondert hat, was die sinnliche Anschauung liefern kann. Es mußte für Plato vor allem die Frage entstehen: Wie befreit sich der Mensch von aller sinnlichen Anschauung? – Als eine bedeutsame Erziehungsfrage des geistigen Lebens stand ihm das vor Augen.

Der Mensch kann sich ja nur schwer frei machen von der sinnlichen Anschauung. Selbstprüfung kann das lehren. Auch wenn der im Alltäglichen lebende Mensch sich zurückzieht in sich selbst und keine sinnlichen Eindrücke auf sich wirken läßt, so sind in ihm doch die Überreste des sinnlichen Anschauens vorhanden. Und der noch unentwickelte Mensch steht einfach dem Nichts, der völligen Leerheit des Bewußtseins gegenüber, wenn er von dem Inhalte absieht, der aus der Sinnenwelt in ihn eingeflossen ist. Deshalb behaupten gewisse Philosophen, es gäbe kein sinnlichkeitsfreies Denken. Selbst wenn sich der Mensch noch so sehr zurückzöge in das Feld des reinen Denkens, so hätte er es doch nur mit seinen Schattenbildern der sinnlichen Anschauung zu tun. Aber diese Behauptung gilt nur für den unentwickelten Menschen. Sobald der Mensch die Fähigkeit erwirbt, in sich selbst geistige Wahrnehmungsorgane auszubilden, so wie die Natur ihm sinnliche angebildet hat, sobald bleibt sein Denken nicht leer, wenn es den sinnlichen Gehalt von sich aussondert. – Solches sinnlichkeitsfreies und doch geistig gehaltvolles Denken forderte Plato von denen, welche seine Ideenlehre verstehen wollten. Und er hatte damit nur etwas gefordert, was zu

allen Zeiten diejenigen von ihren Schülern verlangen *mußten*, welche diese Schüler zu wirklichen Eingeweihten des höheren Wissens machen wollten. Bevor der Mensch nicht in ganzem Umfange in sich das erlebt hat, was Plato fordert, kann er keinen Begriff davon haben, was wirkliche Weisheit ist. . . .

An dem mathematischen Gebilde kann ich auf sinnliche Art übersinnliche Tatsachen kennenlernen. Das war für Plato das Wichtige. Die Idee muß rein geistig angeschaut werden, soll sie in ihrer wahren Wesenheit erkannt werden. Dazu kann man sich erziehen, wenn man im Mathematischen die Vorstufe dazu übt, wenn man sich klar macht, was man eigentlich an einem mathematischen Gebilde gewinnt. – Lerne an der Mathematik dich frei zu machen von den Sinnen, dann kannst du hoffen, zur sinnenfreien Ideen-Erfassung aufzusteigen – das wollte Plato seinem Schüler einprägen.»

•

«Die theosophische Wirksamkeit wird ihre allgemeine große Mission in der gegenwärtigen Kultur nur erfüllen können, wenn sie die besonderen Aufgaben wird erfassen können, die ihr in jedem Lande durch die geistigen Besitztümer des Volkes erwachsen. In Deutschland werden diese besonderen Aufgaben mitbestimmt durch das Erbe, das seinem Geistesleben durch die großen Genien hinterlassen worden ist, die um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Wer an diese, an Lessing, Herder, Schiller, Goethe, an Novalis, Jean Paul und viele andere mit theosophischer Gesinnung und Lebensauffassung herantritt, der wird zwei wichtige Erlebnisse haben. Das eine ist, daß ihm von einer geistig vertieften Anschauung ein neues Licht auf das Wirken und die Werke dieser Genien fällt; das andere, daß von ihnen Lebenssaft in die Theosophie einströmt, der in ungeahnter Weise befruchtend und kräftigend wirken muß. Man kann, ohne Übertreibung, sagen, der Deutsche wird die Theosophie verstehen, wenn er dem Besten Verständnis entgegenbringt, was seine führenden Geister gewollt und in ihren Werken verkörpert haben.

Es wird die Aufgabe kommender Zeiten sein, die theosophischen und okkulten Grundlagen des großen Aufschwunges im deutschen Geistesleben um die gekennzeichnete Zeit darzulegen. Dann wird es sich zeigen, wie vertraut und intim man mit den Werken dieser Zeit als Theosoph werden kann. Hier kann nur mit wenigen Andeutungen auf den *einen* Genius hingewiesen werden, der im Mittelpunkte dieser Zeitkultur stand, auf *Goethe*. Es gibt eine Möglichkeit, das theosophische Wirken mit Goethes Gedankenformen und mit seiner Gesinnung zu beleben; und diese Belebung kann zur Folge haben, daß Theosophie in Deutschland nach und nach als etwas dem Volksgeiste Verwandtes erscheinen muß, daß man erkennen wird: die Grundlage theosophischer Auffassung sei keine andere als diejenige, aus der Deutschlands großer Dichter und Denker auch die Kraft zu seinem Schaffen gewonnen hat. . . .

Goethe hielt die Zeit noch nicht gekommen, in welcher man sich über gewisse Geheimnisse des Daseins anders als in der Art aussprechen kann, wie er es in einigen seiner Dichtungen tat. Und vor allem sah er seine eigene Mission in einer solchen Form des Ausdruckes. —

Goethe betrachtete seine Mission als Dichter stets im Zusammenhange mit seinem Streben nach den verborgenen Gesetzen des Daseins. Er mußte oft vernennen, wie Freunde diesen Zug seines Wesens nicht verstehen konnten. So schilderte er, wie er unverstanden blieb in bezug auf seine Naturbetrachtungen, in der «Kampagne in Frankreich»: «Die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte niemand begreifen, niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grilenhaften Irrtum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres tun... Sie glaubten sich hiezu um so mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegenteil aussprach. Man kann sich keinen isolierten Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus [Die Ansicht von der Materie — Hyle —, welche ihr eine Lebenskraft zuschreibt, deren Wirkungen sich in den Lebenserscheinungen kundgeben.], oder wie man es nennen will, dem ich anhing, und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte.»

Nur auf dem Untergrunde der tiefsten Wahrheitsdurchdringung konnte sich Goethe das künstlerische Wirken denken. Als Künstler wollte er aussprechen, was in der Natur veranlagt, aber nicht voll ausgesprochen ist. Die Natur erschien ihm als ein Schaffen derselben Wesenheit, die auch in der künstlerischen Menschenkraft wirkt; nur ist dort diese Kraft auf einer niedrigeren Stufe stehen geblieben. Für Goethe ist Kunst Fortsetzung der Natur, Offenbarerin dessen, was in der bloßen Natur okkult ist. «Denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt» (Buch über Winckelmann). — Erkennen der Welt ist für Goethe *Leben* in dem Geiste der Welttatsachen. Deshalb spricht er von einer «anschauenden Urteilskraft» (intellectus archetypus), durch welche sich der Mensch den Geheimnissen des Daseins immer mehr nähert: «Wenn wir ja im Sittlichen, durch den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten.» — So stellte sich für Goethe der Mensch hin als das Organ der Welt,

durch das deren okkulte Kräfte offenbar werden sollen. Einer seiner Kernsprüche war dieser: «Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt . . . Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?»

*

«Diejenigen, welche das geistige Leben Deutschlands vom Ende des achtzehnten und dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts darstellen, sehen gewöhnlich neben dem Höhepunkte der Kunst in Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Mozart, Beethoven und anderen nur noch eine Epoche des rein spekulativen Denkens in Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und einigen weniger bedeutenden Philosophen. Es herrscht vielfach die Meinung, daß man in den letzteren Persönlichkeiten bloße Arbeiter auf dem Felde des *Gedankens* zu erkennen habe. Man gibt zu, daß sie auf spekulativem Gebiete Außerordentliches geleistet haben; aber man wird nur zu leicht geneigt sein, zu sagen: Der eigentlich okkulten Forschung, der wirklichen spirituellen Erfahrung standen diese Denker ganz ferne. Und so kommt es, daß der theosophisch Strebende sich wenig Gewinn von einer Vertiefung in ihre Arbeiten verspricht.

Viele, welche den Versuch machen, in das Gedankengewebe dieser Philosophen einzudringen, lassen die Arbeit nach einiger Zeit wieder liegen, weil sie dieselbe unfruchtbar finden. Der wissenschaftliche Forscher sagt sich: Diese Denker haben den strengen Boden der Erfahrung unter den Füßen verloren; sie haben in nebulösen Höhen Hirngespinnste von Systemen ausgebaut, ohne alle Rücksicht auf die positive Wirklichkeit. – Und wer sich für den Okkultismus interessiert, dem fehlen bei ihnen die wahrhaft spirituellen Fundamente. Er kommt zu dem Urteil: Sie haben nichts gewußt von geistigen Erlebnissen, von übersinnlichen Tatsachen, und lediglich Gedankengebäude ersonnen.

Solange man dabei stehenbleibt, die bloße Außenseite der geistigen Entwicklung zu betrachten, wird man nicht leicht zu einer andern Meinung kommen. Dringt man aber bis zu den *Unterströmungen*, dann stellt sich die ganze Epoche in einem andern Lichte dar. Die scheinbaren Luftgebilde des bloßen Gedankens können erkannt werden als der Ausdruck eines tieferen okkulten Lebens. Und die Theosophie kann dann den Schlüssel liefern zum Verständnis dessen, was diese sechzig bis siebzig Jahre geistigen Lebens im Entwicklungsgange der Menschheit bedeuten.

Es gibt in dieser Zeit in Deutschland zwei Reihen von Tatsachen, von denen die eine die Oberfläche darstellt, die andere aber als eine tiefere Grundlage betrachtet werden muß. Das Ganze macht den Eindruck eines dahingehenden Stromes, auf dessen Oberfläche sich in der mannigfaltigsten Weise die Wellen kräuseln. Und das, was man in den gewöhnlichen Literaturgeschichten darstellt,

sind nur diese sich erhebenden und senkenden Wellen. Man läßt aber unberücksichtigt, was in der Tiefe lebt und wovon die Wellen eigentlich ihre Nahrung ziehen.

Diese Tiefe enthält ein reiches, fruchtbares okkultes Leben. Und es ist dies kein anderes als dasjenige, welches einstmals in den Werken der großen deutschen Mystiker, Paracelsus, Jakob Böhme und Angelus Silesius, pulsierte. Wie eine verborgene Kraft war dieses Leben enthalten in den Gedankenwelten, welche Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Fichte, Schelling, Hegel vorfanden. Die Art und Weise, wie zum Beispiel Jakob Böhme seine großen Geisteserlebnisse zum Ausdruck gebracht hatte, stand nicht mehr im Vordergrund der tonangebenden literarischen Diskussion, aber der Geist dieser Erlebnisse wirkte lebendig fort. Man kann bemerken, wie zum Beispiel in Herder dieser Geist fortlebte. Die öffentliche Diskussion brachte Herder ebenso wie Goethe auf das Studium Spinozas. In dem Werk, das er ‹Gott› nannte, suchte der erstere die Gottesauffassung des Spinozismus zu vertiefen. Was er zum Spinozismus hinzubachte, war nun nichts anderes als der Geist der deutschen Mystik. Man könnte sagen, daß, ihm selbst unbewußt, die Jakob Böhme und Angelus Silesius die Feder führten. Aus solchen verborgenen Quellen ist es auch zu erklären, daß bei einem solch rationalistisch veranlagten Geist, wie es Lessing war, in seiner ‹Erziehung des Menschengeschlechtes› die Ideen über die Reinkarnation auftauchten. Der Ausdruck ‹unbewußt› ist allerdings nur halb zutreffend, weil solche Ideen und Intuitionen innerhalb Deutschlands zwar nicht an der Oberfläche der literarischen Diskussion, wohl aber in den mannigfaltigsten ‹okkulten Gesellschaften› und ‹Brüderschaften› ein volles Leben führten. Aber von den Genannten ist eigentlich nur *Goethe* als ein solcher zu betrachten, der in das intimste Leben solcher ‹Brüderschaften› eingeweiht war; die anderen standen mit denselben in einem mehr äußerlichen Zusammenhange. Es ging aus denselben vieles als Anregung in ihr Leben und Schaffen über, ohne daß sie sich der wirklichen Quellen völlig bewußt geworden wären.

Ein interessantes Phänomen der geistigen Entwicklung stellt nach dieser Richtung *Schiller* dar. Man versteht den eigentlichen geistigen Nerv seines Lebens nicht, wenn man sich nicht in dasjenige seiner Jugendwerke vertieft, das in seinen Schriften sich findet als ‹Briefwechsel zwischen Julius und Raphael›. Manches von dem, was darin enthalten ist, schrieb Schiller schon, als er noch auf der Karls-Schule in Stuttgart war, manches ist erst in den Jahren 1785 und 1786 entstanden. Es findet sich darin das, was Schiller die ‹*Theosophie* des Julius› nennt und womit er die Summe von Ideen bezeichnet, zu denen er sich damals erhoben hatte. Es ist nur nötig, die wichtigsten Gedanken aus dieser ‹Theosophie› anzuführen, um die Art zu charakterisieren, in der sich dieser Genius aus den ihm zugänglichen Rudimenten deutscher Mystik ein eigenes Ideengebäude zusammenfügte. Solch wesentliche Gedanken sind etwa die folgenden: ‹Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische

Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborene Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte – erlaube mir diese menschliche Vorstellung – so ist der Beruf aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen . . . Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigsten Äußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen – das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln . . . Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus, heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben – beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen . . . Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist. – Wo ich Bewegungen merke, da rate ich auf einen Gedanken . . . Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit – aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Sukzessionen: Nichts, sein Wille, und Etwas. Es ist wüst und finster – Gott ruft: Licht – und es wird Licht. Hätten wir eine Real-Idee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er . . .

Solcher Art sind die Ideen von Schillers *Theosophie*, als er im Beginne seiner zwanziger Jahre stand. Und von dieser Grundlage aus erhebt er sich zur Erfassung des menschlich-geistigen Lebens selbst, das er in den Zusammenhang der kosmischen Kräfte hineinstellt: *«Liebe also – das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend – Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums – Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.»* Von da aus sucht dann Schiller eine seinem Gefühle entsprechende *Gottesidee*, die er in den folgenden Sätzen darstellt: *«Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind . . . Eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemeinschaftlich durch alle Religionen und Systeme geht – „Nähert Euch dem Gotte, den Ihr meint.“»*

Vergleicht man diese Ausführungen des jungen Schiller mit den Lehren der

deutschen Mystiker, so wird man finden, daß bei diesen in scharf gezeichneten Gedankenkonturen vorhanden ist, was bei ihm wie der überschwängliche Ausfluß einer allgemeineren Gefühlswelt erscheint. Paracelsus, Jakob Böhme, Angelus Silesius haben als bestimmte Anschauung ihres intuitiven Geistes vor sich, was Schiller in unbestimmter Ahnung der Empfindung vorschwebt.

Was bei Schiller in so charakteristischer Weise ans Licht tritt, ist auch bei anderen seiner Zeitgenossen vorhanden. Die Geistesgeschichte muß es nur *bei ihm* darstellen, weil es in seinen epochemachenden Werken zu einer treibenden Kraft der Nation geworden ist. Man kann sagen, in Schillers Zeitalter ist die spirituelle Tatsachenwelt der deutschen Mystik als Anschauung, als unmittelbare Erfahrung des Geisteslebens wie unter einem Schleier verborgen; aber in der Gefühlswelt, in den Empfindungen lebte sie fort. Man hatte sich die Devotion, den Enthusiasmus erhalten für dasjenige, was man nicht mehr mit den «Sinnesorganen des Geistes» unmittelbar *sah*. Man hat es mit einer Epoche der Verschleierung der spirituellen Anschauung, aber mit einer solchen des Empfindens, des gefühlsmäßigen Ahnens dieser Welt zu tun.

Diesem ganzen Vorgange liegt nun eine gewisse gesetzmäßige Notwendigkeit zugrunde. Was nämlich als spirituelle Anschauung in die Verborgenheit eingetreten ist, das kam als künstlerisches Leben in dieser Periode deutschen Geisteslebens zum Vorschein. – Man spricht im Okkultismus von aufeinanderfolgenden Zyklen von Involution und Evolution. Hier hat man es mit einem solchen Zyklus im Kleinen zu tun. Die Kunst Deutschlands in der Epoche Schillers und Goethes ist nichts weiter als die Evolution der deutschen Mystik auf dem Gebiete der äußeren *sinnlichen Form*. Aber in den Schöpfungen der deutschen Dichter erkennt der tiefer Blickende die involvierten Intuitionen des großen mystischen Zeitalters Deutschlands. – Das mystische Leben von ehemals nimmt nun völlig einen ästhetischen, einen künstlerischen Charakter an.»

Diese Beispiele mögen genügen, obwohl es im Grunde notwendig wäre, die in Paris weiterhin ausgesprochenen Überzeugungen folgen zu lassen: Schillers weiteren Weg, Johann Gottlieb Fichtes Einsatz u. a. durch seine «Reden an die deutsche Nation», die wunderbaren Aussprüche von Novalis über das Wesen der Mathematik, schließlich nach Hinweisen auf Lorenz Oken, Henrik Steffens, Eckarthausen, Ennemoser, Gotthilf Heinrich Schubert, Karl Gustav Carus, Schelling und Hegel die bahnbrechende Tat von J. P. V. Troxler durch sein 1812 erschienenes Werk «Blicke in das Wesen des Menschen»! Man hat in den drei sich von Jahr zu Jahr steigenden Ansprachen gewissermaßen Ausführungen vor sich, welche die oft so konzentrierten Satzprägungen der Selbstbiographie in weitestem Sinne ergänzen. «So hielt ich denn», heißt es im XXX. Kapitel, «meine Vorträge, indem ich an die Mystik des Mittelalters anknüpfte. Durch die Meinungen der Mystiker von Meister Eckhart bis zu Jakob Böhme fand ich die Ausdrucksmittel für die geistigen Anschauungen, die ich eigentlich darzustellen mir vorgenommen hatte.» «... die ich eigentlich darzustellen mir vorgenom-

men hatte.»! Das geschah bald nach dem Versuch, von dem es zu Beginn dieses Kapitels heißt: «Der Wille, das Esoterische, das in mir lebte, zur öffentlichen Darstellung zu bringen, drängte mich dazu, zum 28. August 1899, als zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstag, im «Magazin» einen Aufsatz über Goethes Märchen von der «grünen Schlange und der schönen Lilie» unter dem Titel «Goethes geheime Offenbarung» zu schreiben.» Dann brachte es ja das Leben mit sich, daß Rudolf Steiner ein Jahr darauf eingeladen wurde, einen Vortrag über Friedrich Nietzsche nach dessen Tod im Rahmen eines Zweiges der «Theosophischen Gesellschaft» zu halten, dem ein zweiter folgte, dessen Thema «Goethes geheime Offenbarung» von Rudolf Steiner vorgeschlagen wurde. «Und in *diesem* Vortrag wurde ich in Anknüpfung an das Märchen ganz esoterisch. Es war ein wichtiges Erlebnis für mich, in Worten, die aus der Geistwelt heraus geprägt waren, sprechen zu können, nachdem ich bisher in meiner Berliner Zeit durch die Verhältnisse gezwungen war, das Geistige nur durch meine Darstellungen durchleuchten zu lassen.» Es müßte nun ein farbenreiches Bild an diesem Punkt von der vielseitigen Tätigkeit Rudolf Steiners um die Jahrhundertwende entworfen werden: als Schriftsteller, als Vortragender, als Theaterkritiker, als Regisseur, als Lehrer an der Berliner Arbeiterbildungsschule, als Herausgeber der Wochenschrift «Das Magazin für Literatur» mit der ihr angegliederten Beilage der «Dramaturgischen Blätter». Er schrieb (Kapitel XXVII): «Mir schwebte damals vor, wie die Jahrhundertwende ein neues geistiges Licht der Menschheit bringen müsse. Es schien mir, daß die Abgeschlossenheit des menschlichen Denkens und Wollens vom Geiste einen Höhepunkt erreicht hätte. Ein Umschlagen des Werdeganges der Menschheitsentwicklung schien mir eine Notwendigkeit.» Aber auch persönliche Äußerungen gehören zu solchen Aussagen, wenn es heißt: «Der in die Geistwelt Schauende findet sein eigenes Wesen immer veräußerlicht, wenn er Meinungen, Ansichten *aussprechen* soll. Er tritt in die Geistwelt nicht in Abstraktionen, sondern in lebendigen Anschauungen. Auch die Natur, die ja das sinnenfällige Abbild des Geistigen ist, stellt nicht Meinungen, Ansichten auf, sondern sie stellt ihre Gestalten und ihr Werden vor die Welt hin.» (Im gleichen Kapitel.) Hinter solchen Bemerkungen verbergen sich innere Kämpfe und Auseinandersetzungen, die sich dem geisteswissenschaftlichen Studium nur allmählich erschließen. Es tritt aber durch unsere Skizzierungen doch wohl zutage, wie das Leben Rudolf Steiners mit dem Schicksal Mittel-Europas zutiefst verknüpft ist. All die genannten Kreise um das «Magazin»: die «Freie Literarische Gesellschaft», eine freie «Dramatische Gesellschaft», die Arbeiterschaft, die von Bruno Wille und Wilhelm Bölsche begründete «Freie Hochschule», der «Giordano Bruno-Bund» – sie alle hatten ja durch Jahre dauernden Kontakt mit Rudolf Steiner, nahmen aber nicht das Wesen dieser Persönlichkeit wahr, – die Impulse, welche damals umwälzend hätten wirken können, wären sie aufgenommen worden. Freilich muß auch hinzugefügt werden, was Rudolf Steiner über den Münchner Kongreß schreibt, «daß ein großer Teil der alten Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft aus England, Frankreich, namentlich aus Holland, innerlich unzufrieden waren mit den Erneuerungen», die der Kongreß brachte, wie es am Ende von «Mein Lebensgang» heißt. «Was gut gewesen wäre, zu ver-

stehen, was aber damals von den wenigsten ins Auge gefaßt wurde, war, daß mit der anthroposophischen Strömung etwas von einer ganz anderen inneren Haltung gegeben war, als sie die bisherige Theosophische Gesellschaft hatte.» Dann bricht seine Lebensbeschreibung jäh ab. Immer stärker wäre nun hervorgetreten, was hier als «anthroposophische Strömung» bezeichnet wurde. Das Fortschrittliche erfolgte durch die Entstehung der Vier Mysteriendramen (1910–1913), aber schon der Ausbruch des ersten Weltkrieges beendete diese Zeitspanne, ohne daß es noch zu der geplanten Aufführung eines fünften Dramas im Sommer 1914 gekommen wäre. Aber im Sommer 1924 gleichsam auf der Höhe seines Lebens traten die zu Beginn des Jahrhunderts gekennzeichneten Leit-Ideen der Anthroposophie noch einmal in Erscheinung. Und nicht allein das. Sie zeigten sich auf dem Hintergrunde der *karmischen* Zusammenhänge in ihrer Wesenstiefe. Was wie hinter einem Schleier um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts durch den gekennzeichneten Einschlag der deutschen Geisteskultur nur geahnt werden konnte, offenbarte sich nun im Weltbilde der Anthroposophie. Auf jene machtvollen geistigen Geschehnisse um die genannte Zeitenwende weist Rudolf Steiner hin und gibt eine Schilderung des in geistigen Welten sich abspielenden Kultus unter der Führung des Zeitgeistes, durch welche urplötzlich in hellstem Lichte erstrahlt, was an Inspirationen, an intuitivem Leben damals die führenden Geister der Kultur durchdrang. Das war der reale Hintergrund, vor dem sich der Beginn der anthroposophischen Bewegung durch Rudolf Steiner in schicksalhafter Gemeinsamkeit mit Marie von Sivers (Marie Steiner) vollzog. Läßt man diese Darstellungen auf sich wirken, dann werden auch die Ausführungen auf den Kongressen durchsichtig. Wir erkennen jene die anthroposophische Bewegung impulsierenden Kräfte, welche zu Pfingsten 1907 durch alles, was der Kongreß inaugurierte, in Erscheinung treten konnten. Heute im Rückblick auf die hier erwähnten Ereignisse kann vieles verstanden werden, was seit dem Tode Rudolf Steiners sich ereignete. Aber es kann auch erkannt werden, wo die aufbauenden, die zukunfts tragenden, für die Menschheitsevolution allein fruchtbaren Kräfte zu finden sind innerhalb unserer Zivilisation. So gesehen liegen die für die Gegenwart trotz der verflochtenen Jahrzehnte brennenden Aufgaben wie damals vor, die sie ergreifen sollte, um sie zu erfüllen, solange die Zeitumstände es noch gestatten.

Edwin Froböse

Literatur: Die drei genannten Ansprachen sind auch in dem Aufsatzband «Philosophie und Anthroposophie», Bibl.-Nr. 35, Dornach 1965 erschienen.

Die verschiedenen Berichte Rudolf Steiners aus der ersten Zeit der anthroposophischen Bewegung, die zuerst in der Zeitschrift «Lucifer-Gnosis» abgedruckt wurden, finden sich in dem Aufsatzband «Luzifer-Gnosis», Bibl.-Nr. 34, Dornach 1960.

Die im Sommer 1924 erfolgten Ausführungen von Rudolf Steiner sind im Band III der Esoterischen Betrachtungen karmischer Zusammenhänge, «Die karmischen Zusammenhänge der anthroposophischen Bewegung», Dornach 1975, Bibl.-Nr. 237, innerhalb der Gesamtausgabe veröffentlicht worden. (Dornach, 8. III. 24.)

E. A. Karl Stockmeyer Von Vorläufern des Goetheanum*

In der Pfingstzeit des Jahres 1907 konnte ich als Student und ganz junges Mitglied den Münchner Kongreß der «Föderation der Europäischen Sektionen der Theosophischen Gesellschaft» mitmachen. Dr. Steiner leitete ihn als Generalsekretär der Deutschen Sektion. Er gestaltete ihn ganz im Sinne dessen, was er seit der Jahrhundertwende in Deutschland aufgebaut hatte, bis in die äußere Gestaltung des Raumes. Er hat später von den Formen des Goetheanum-Baues oft gesagt, daß dieser Bau in seinen sichtbaren Formen der lebendigen Geisteswissenschaft gerade so entsprechen sollte wie die Nußschale der Nuß.

Das lebte schon in dem, was diesem ersten eigentlich anthroposophischen Kongreß – noch in der Theosophischen Gesellschaft – das äußere Kleid geben sollte. Der sogenannte Kaim-Saal, später Tonhalle genannt, Ecke Prinz Ludwig- und Türkenstraße, war ganz mit hochrotem Stoff ausgekleidet. Auch die Decke war rot verkleidet. Die großen Emporen waren verhängt. So entstand ein rechteckiger Raum mit ziemlich breitem Grundriß, ohne Fenster, ein reiner Innenraum.

Die roten Stoffwände waren ganz glatt. Nur in der Stirnwand war ein schlicht rechteckiger, wenig tiefer Bühnenraum ausgespart, dessen Boden reichlich einen Meter höher lag als der Boden des Saales. Dort oben stand für die Kongreßleitung ein langer Tisch, ebenfalls rot verhängt und mit den Tierkreiszeichen geschmückt. Daneben etwas nach vorn gerückt stand das Rednerpult.

Über der Bühnenöffnung hing ein Bild des Münchner Malers Haß, «Die große Babylon». Unter ihr standen auf Postamenten die Büsten der großen deutschen Idealisten Fichte, Schelling und Hegel und links und rechts von ihnen zwei Säulen, eine rote mit J, eine blaue mit B geschmückt und mit den Sprüchen beschrieben:

J

Im reinen Gedanken findest du
Das Selbst, das sich halten kann.

Wandelst zum Bilde du den Gedanken,
Erlebst du die schaffende Weisheit.

B

Verdichtest du das Gefühl zum Licht,
Offenbarst du die formende Kraft.

Verdinglichst du den Willen zum Wesen,
So schaffest du im Weltensein.

* Aus dem Band «Bilder okkultur Siegel und Säulen». Geschrieben für die «Mitteilungen aus der anthroposophischen Arbeit in Deutschland», Weihnachten 1949.

Die beiden Seitenwände und die Rückwand waren durch sieben Säulen von etwa zweieinhalb Meter Höhe geschmückt, die ganz einfach auf große Bretter gemalt waren. Sie zeigten über einem glatten runden Schaft ohne Sockel als Kapitäl die Motive der späteren Goetheanum-Säulen. Die Planetenzeichen waren auf ihnen angebracht. In den Zwischenräumen der Säulen waren die sieben apokalyptischen Siegel angebracht. Beides, Säulen und Siegel, waren nach Rudolf Steiners Skizzen gemalt, die erstgenannten von Karl Stahl, München, die anderen von der Stuttgarter Malerin Clara Rettich. Sonst zeigte der Raum, soweit ich mich erinnere, keinen Schmuck. Säulen und Siegel empfand man, trotz ihrer künstlerischen Anspruchslosigkeit, als machtvolle Hindeutungen auf umfassendes übersinnliches Wesensleben. Das freie Dastehen der Säulenbilder ohne Gebälk und Decke mit den zwischen ihnen auf der roten Wand hängenden Bildern wurde zur Forderung, sich einen gebauten Raum hinzuzudenken, in den die Säulen als tragende Elemente eingegliedert wären und die Siegel als Bilder den Blick in ein unräumlich-geistiges Leben lenkten.

Das Rot der Wände und der Decke wurde zur alles Gegenständliche überstrahlenden und in ihren leichten Dämmer hüllenden Raumfarbe und gab dem so geschaffenen Raume eine unerhörte Feierlichkeit. Sie nahm die Seelen der Anwesenden auf und sprach zu ihnen aus dem gleichen Geiste, aus dem die Worte der Geisteswissenschaft tönnten. Es war ein lebendiger Hinweis auf die kommende, aber noch unbekannte Architektur, auf das Goetheanum. Es war ein Ansprechen des Innersten im Menschen; die geistige Welt rief selbst, wenn auch erst in anfänglichen Tönen, wie in einer Introduction den Menschen an.

Ich kann mich auf die Inhalte der Vorträge nicht mehr besinnen; ihre Fragestellungen, ihre Antworten sind mit dem Unendlichen, das Rudolf Steiner uns seither erleben ließ, so verschmolzen, daß ich sie nicht mehr herauslösen kann. Aber die Raumwirkung steht noch heute unverrückbar fest in ihrer aufrufenden und impulsierenden Feierlichkeit.

Der Gedanke ließ mich nicht los, daß hier nur Andeutungen einer wirklichen Architektur gegeben seien; es schien mir undenkbar, daß Dr. Steiner neue Säulen mit diesen einzigartigen Kapitälern geben könne, ohne sie in einen entsprechenden Raum zu stellen und eine Decke von ihnen tragen zu lassen.

Ich habe mich dann auf meine Art intensiv mit den Siegeln und Säulen beschäftigt und mich malend und plastizierend an ihren Motiven versucht. In München konnte ich auch die ursprünglichen plastischen Entwürfe der Säulenkapitälern von Dr. Steiner sehen, die inzwischen leider verschollen sind. Im Frühjahr 1908 habe ich Rudolf Steiner meine ersten Versuche gezeigt und ihn auch nach den Sockeln der Säulen gefragt. Er gab dann an, es solle jeweils das untere Motiv des Kapitälens als Sockel verwendet werden, wie es dann im ersten Goetheanum geschehen ist. Im Sommer desselben Jahres stellte ich ihm dann die Frage nach der Architektur, die zu den Säulen gehört. Er ging sogleich darauf ein und zeichnete mir in wenigen Strichen auf, wie die sieben Säulen in zwei von Westen nach Osten verlaufenden Reihen einen elliptischen Raum umschließen und eine Kuppel in Form eines dreiaxigen Ellipsoids tragen sollten, dessen große Achse von Westen nach Osten läuft. Der Eingang sollte im Westen sein,

und dort sollten die beiden Säulenreihen mit der Saturnssäule beginnen. Hinter den Säulen sollte ein Umgang sein, der ebenfalls von dreiachsigen Ellipsoiden «muschelartig» überdeckt werden sollte. Eine elliptische Wand sollte das Ganze nach außen abgrenzen. Sie hat keine Fenster. Auf ihr sind die Siegel anzubringen, das erste zwischen der Saturnssäule und der Sonnensäule, das zweite zwischen Sonnen- und Mondsäule und so weiter, bis das siebte jenseits der Venusssäule in der Ostnische zweimal rechts und links von der Mitte angebracht wird.

Licht empfängt der Raum nur durch eine einzige Öffnung im Hauptgewölbe, die so anzubringen ist, daß zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche morgens gegen neun Uhr das Sonnenlicht auf einen «bestimmten Punkt» im Innern fällt. Die Wand ist rot, die Kuppeln sind blau zu bemalen. An das Hauptgewölbe soll der Tierkreis gemalt werden, beginnend mit den Fischen im Westen über der Saturnssäule. Eigentlich sollte der Raum in den Felsen gehauen werden, am besten in Granit. Die Säulen sollten wenn möglich aus sibirischem Syenit hergestellt werden.* Alle diese Angaben waren die Antworten auf meine immer mehr in die Einzelheiten gehenden Fragen.

Das war im Sommer 1908. Beim Durchdenken dieser Angaben wurde mir sehr bald klar, daß ihre Verwirklichung bedeutende Schwierigkeiten bringen würde. Es handelte sich um das Zusammenfügen von fünfzehn dreiachsigen Ellipsoiden. Wenn auch durch die ostwestliche und südnördliche Symmetrie das Problem auf die fünf Ellipsoide, die an jedem der vier Quadranten beteiligt sind, reduziert werden konnte, so war auch dieses Problem noch sehr verwickelt. Man mußte um der Statik willen anstreben, daß an den ellipsenförmigen Schnittbögen zwischen Hauptgewölbe und Seitengewölbe die Berührungsebene des Hauptellipsoids die Hauptachse des Seitenellipsoids aufnimmt, damit der Seitenschub des Hauptgewölbes möglichst günstig von den Seitengewölben aufgenommen würde. Diese mußten also in einer ganz bestimmten Weise schräg gestellt werden. Man mußte ferner erreichen, daß die Seitenellipsoide mit senkrechten Tangenten in die Säulen und in zwei vorher festzulegende Punkte der Wand einlaufen.

Es ergab sich also eine ganz bestimmte Fragestellung. Es war dabei davon auszugehen, daß die Dimensionen des Hauptgewölbes und damit im Zusammenhang die Verteilung der Säulen innerhalb des durch Rudolf Steiners Angaben gegebenen Rahmens frei bestimmt werden konnten, ebenso die Breite des Umgangs und auch die Form der von jeder Säule zur Wand führenden Gurtbögen. Sie mußten aber alle gleichgeformt sein, damit der Grundriß und die Umgrenzung der einzelnen Deckenzellen auf alle Fälle symmetrisch würden. Sonst wäre das Einpassen der Ellipsoide noch schwieriger, wenn nicht unmöglich geworden.

In diesem festgelegten Rahmen waren dann die oben schon angeführten Bedingungen, statische und mehr ästhetische, zu erfüllen. Es war eine mathematische Aufgabe. Es zeigte sich aber bald, daß diese Aufgabe weder durch Konstruktion noch durch Rechnung unmittelbar gelöst werden konnte. Und das ist nicht weiter verwunderlich. Es handelte sich ja doch um eine künstlerische Frage,

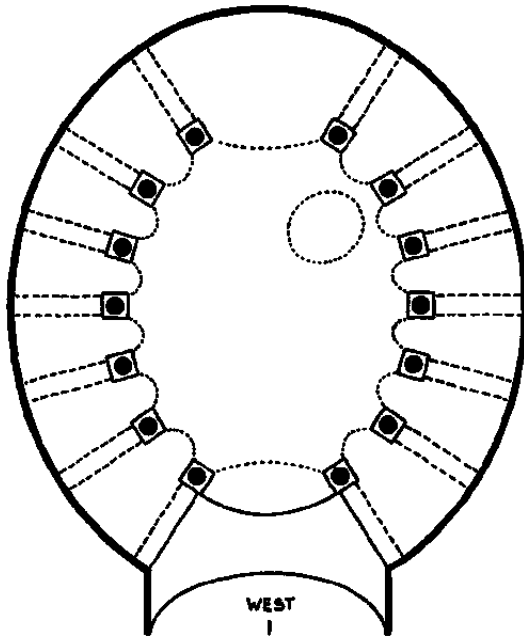
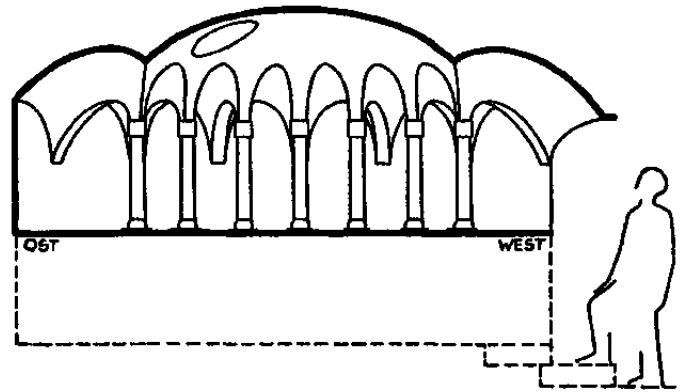
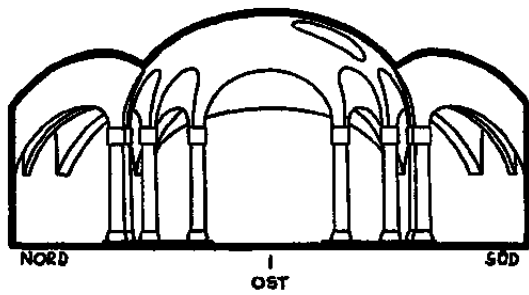
* Nach einer mündlichen Überlieferung sollte der Syenit «grünlich» sein.

die nur dadurch ins Gebiet der Mathematik versetzt war, weil die Ellipsoide ihre besondere mathematische Gesetzmäßigkeit haben, die man bei ihrer Eingestaltung in ein architektonisches Gebilde berücksichtigen muß. Deshalb mußte Mathematik hier als künstlerische Technik auftreten. Sie mußte helfen, das an sich über mathematische Bestimmbarkeit hinausgehende künstlerische Problem zu lösen. Das bedeutete praktisch, daß man die mathematischen Methoden, Konstruktion und Rechnung nur benutzen konnte, um sich durch willkürliche und immer wieder abgewandelte Annahmen der gesuchten Form und Stellung der Ellipsoide schrittweise zu nähern.

Diese umständliche Arbeit habe ich in der Herbst- und Weihnachtszeit 1908 gemacht. Zunächst war das eine rein theoretische Sache. Ich hatte nur, um überhaupt einen konkreten Ausgangspunkt zu haben, die Größe der Säule zugrunde gelegt, die ich modelliert hatte. Sie war 87 Zentimeter hoch. Wenn man die Kuppel ebenfalls 87 Zentimeter hoch machte – von den Säulenköpfen bis zum Scheitel –, dann waren das 174 Zentimeter. Die waagrechten Dimensionen waren etwa dreieinhalb und zweieinhalb Meter; so kam also ein beinahe begehbarer Modellbau heraus. Das griff mein immer für die Ideen seiner Kinder begeistert entflammter Vater auf. Dieser Modellbau sollte Wirklichkeit werden. Wir versenkten den Fußboden um Tischhöhe, setzten, mit anderen Worten, die Säulen auf tischhohe Pfeiler und bekamen nun einen Raum, in den man wirklich hineingehen konnte, einen Modellbau, der seinen idealen Fußboden in Tischhöhe hat und in den man so hineintreten kann, daß man die Beine noch sozusagen unter dem Fußboden hat. Sitzend sieht man ihn so, wie wenn man in einem Riesenraume mit hohen Säulen darinnen wäre. Dieser Modellbau wurde wirklich angefangen. Im Waldesdickicht beim Waldhaus in Malsch wurde er errichtet, und als Rudolf Steiner in der Karwoche 1909 die Loge Franz von Assisi der Theosophischen Gesellschaft dort einweihte, da vollzog er in der Nacht vom 5. zum 6. April 1909 die Grundsteinlegung. Von der Ansprache ist nur eine aus dem Gedächtnis gemachte Aufzeichnung meiner schon 1910 verstorbenen Schwester vorhanden, in der die Worte verzeichnet sind: «Leuchten möge auf diesen Bau das Licht der Geister des Ostens. Die Geister des Westens mögen es zurückstrahlen lassen. Die Geister des Nordens mögen es verfestigen, und die Geister des Südens es durchwärmen, so daß die Geister des Ostens, Westens, Nordens und Südens den Bau durchströmen.»

Wer die symbolisch-kultischen Betätigungen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die Rudolf Steiner in «Mein Lebensgang», Kapitel 36, erwähnt, kennengelernt hat, wird in den angeführten Worten wiederfinden, was dort lebte und was von da hinüberleuchtet über die Mysteriendramen bis zu den Grundsteinlegungsworten der Weihnachtstagung und auch Licht wirft auf Goethes Märchen. Damals war der kleine Modellbau noch offen, die Leererüste für die Seitengewölbe waren gerade eingebaut, und als die Grundsteinlegung vollzogen wurde, da ging gerade der Ostervollmond auf und schien von Osten her in die kleine Versammlung.

Wir haben den Bau noch im Rohen fertig machen können und haben ihn auch für die Loge Franz von Assisi benützt, aber er konnte doch nicht zu Ende ge-



**Der Malcher Modellbau
(Zeichnungen von Erich Zimmer †)**

Nebenstehend: Grundriß

Oben links: Querschnitt mit Blick nach Osten

Oben rechts: Längsschnitt mit Blick auf die Südseite.
Die gestrichelte Linie gibt die Fußbodenhöhe an, welche für das Begehen des Modells notwendig war. Die menschliche Figur gibt ein maßstäbliches Größenverhältnis zum Modell – während über die absoluten Ausmaße für eine eventuelle Ausführung nichts bekannt ist.

führt werden, und ist auch heute nicht fertig. Aber er konnte der Ausgangspunkt für anderes werden.

Mir stellte sich immer wieder die Frage vor die Seele: Was soll dieser Bau sein? Der griechische Tempel ist die Wohnung des Gottes, die christliche Kirche ist das Haus der Gemeinde, die sich versammelt, um im Kultus das Geistige zu finden. Welche Aufgabe aber hat dieser neue Bau? Ich konnte keine andere Antwort finden als die: Dieser Bau soll die Stätte der Arbeit des Menschen sein, derjenigen Arbeit, mit der er dem Geiste sich zu nähern strebt. Und wie ein einzelnes ergab sich mir beim Umgang mit dem Zusammenklang der Formen, die sich in so überwältigender Einheit, Geschlossenheit und Vollkommenheit darboten, der Gedanke: Solch ein Tempel wird auf die Menschen so wirken, daß auch diejenigen, denen es nicht gegeben ist, den Weg des Denkens zu gehen, zur Selbsterkenntnis finden können, wenn sie sich seinen Formen hingeben. Das habe ich dann auch zu Rudolf Steiner gesagt. Und er sagte darauf: «Ja, das ist so, aber die höhere Selbsterkenntnis», und ich verstand ihn so, daß er die Erkenntnis vom Menschenwesen als solchem damit meinte. Es war dazumal noch kein Mysteriendrama geschrieben, der Gedanke an einen anthroposophischen Zentralbau war noch nicht aufgekommen. So konnte ich damals nur an diesem unterirdisch gedachten Tempel erleben, was für das gesamte künstlerische Schaffen Rudolf Steiners gilt, von der Architektur des Goetheanum bis zu dem sprachschöpferischen Werke der Umgestaltung der deutschen Sprache zu geistiger Durchhörbarkeit in den Mysteriendramen, den Wahrspruchworten, den Leitsätzen und den Geleitbriefen.

Als der Stuttgarter Zweig den Entschluß faßte, ein eigenes Haus zu bauen, kam der Architekt Schmid-Curtius, der den Malscher Modellbau kannte, auf den Gedanken, für die symbolisch-kultischen Veranstaltungen, die ich schon erwähnte, einen Raum dieser Art zu schaffen. Im Keller unter dem großen Saale war ein unterirdischer Raum vorgesehen, den er entsprechend ausgestalten wollte. Ich wurde beauftragt, das Projekt im Einvernehmen mit Schmid-Curtius zu bearbeiten.

Das war eine noch schwierigere Aufgabe als die Ausarbeitung des Malscher Modells, weil der zur Verfügung stehende Kellerraum nicht nur reichlich eng, sondern auch noch ungünstig orientiert war. Man mußte, um im Einklang mit den Himmelsrichtungen zu bleiben, den Säulenraum ziemlich über Eck in den vorhandenen Hohlraum einfügen. Wir machten nun, um von dem viereckigen Raum möglichst wenig zu verlieren, die sehr kreisähnliche Wandellipse so groß, daß sie sich noch etwas mit den geraden Kellerwänden überschneidet. Die geringe Raumhöhe zwang zu einer sehr flachen Kuppelform und führte auch dazu, daß wir unter der Hauptkuppel den Fußboden um drei Stufen tiefer legten als im Umgang. Die Säulen waren aus Main-Sandstein und wurden von meinem Vater zusammen mit dem jungen Architekten Gerbote behauen. Die Schäfte waren rund. Das Sonnenlicht durch das Gewölbe einfallen zu lassen, war unmöglich. Deshalb wurde zwar die Lichtöffnung, wie auch in Malsch, im Südosten angebracht, aber sie mußte künstlich beleuchtet werden. Die Malerin Imme von Eckhardtstein hat die Kuppel bemalt. Im Winter 1910 auf 1911 wurde an einem

sehr kalten Tage von Rudolf Steiner der Grundstein des Hauses gelegt, und zwar an der Stelle, an der später die Ostnische des Säulensaales entstehen sollte. Im Laufe des Jahres 1911 wurde das Haus fertig gebaut, und erst im Herbst konnte der Säulensaal eingebaut werden, den Sommer brauchte ich für die Berechnung.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges diente der Säulensaal seinem ursprünglichen Zweck. Dann blieb er unbenutzt und wurde schließlich zum Abstellraum für alles Mögliche. Das blieb so, bis Herr C. S. Picht am Beginn der dreißiger Jahre sein Büro als Schriftleiter der Zeitschriften «Anthroposophie» und «Die Drei» in das Haus verlegte. Er «entdeckte» den Säulenraum und räumte ihn aus. Seinem verständnisvollen Bemühen ist es zu verdanken, daß der Saal nun wieder instand gesetzt wurde. Er sollte ein Rudolf Steiner-Gedächtnisraum werden und wurde auch als solcher ausgestaltet. Herr Picht ließ auch photographische Aufnahmen machen, und zwei von ihnen sind in dem Sonderheft der vereinigten Zeitschriften zur zehnjährigen Wiederkehr von Rudolf Steiners Todestag veröffentlicht.

Als im Herbst 1935 die Anthroposophische Gesellschaft verboten wurde, da mußte das Haus Landhausstraße 70 verkauft werden. Die württembergische Landesbildstelle übernahm es. Der Säulenraum wurde herausgerissen. Nur die Säulen selbst sind erhalten geblieben; Herr Dr. Friedrich Husemann kaufte sie aus dem Abbruch und versetzte sie nach Wiesneck. Dort sind sie als Träger einer schönen Pergola um einen kleinen Teich herum angeordnet und erinnern schmerzlich an den verlorenen Tempelraum in Stuttgart. – Im Winter 1911/12 schätzungsweise wurde der Säulensaal in Stuttgart fertig.

Damals wurden auch schon die Pläne für den Johannesbau in München entwickelt, der dann als Goetheanum in Dornach entstand. An die Stelle des ellipsoidischen Gewölbes trat nun die so eigenartige Doppelkuppel, und ein Bau entstand, der zwar für die Aufführung der Mysteriendramen gedacht war, dessen Bühne aber mit den zwölf Sitzen und dem Bilde des Menschheitsrepräsentanten die erhabenste Kultstätte darstellte.

In den Vorträgen: «Wege zu einem neuen Baustil» sagt Rudolf Steiner: «Was soll unser Bau werden? Er zeigt wiederum selbst schon in seinem Grundriß und in seiner Kuppelform das Charakteristische dessen, was er werden soll! Zweigliedrig ist er ja auch, aber die beiden Glieder sind in ihren architektonischen Formen völlig gleichwertig. Es ist nicht der Unterschied wie zwischen dem Altargehäuse und dem Gläubigenhaus der christlichen Kirche. Der Unterschied der Größe bedeutet nur, daß hier, in der großen Kuppel, das Physische größer ist, und daß in der kleinen Kuppel hier versucht worden ist, das Geistige überragend zu machen. Aber es ist eine Erhebung zum Geiste schon durch diese Form ausgedrückt. Wie eine solche Erhebung zum Geiste entspricht dem, daß im Bau ein Organ geschaffen wird, daß die Götter zu uns sprechen können, das muß sich in allen Einzelheiten ausdrücken. Wenn ich sage, daß derjenige, der den Bau vollständig verstehen wird, das Lügen und das Unrecht tun verlernen wird, daß der Bau ein Gesetzgeber sein kann. Sie können es in den einzelnen Formen studieren.»

Wie im Keim konnte man das schon an der Urgestalt des Malscher Modell-

baus und am Stuttgarter Bau erleben. Beide Formen, die elliptische wie die Doppelkuppel, sollten Hülle sein für die Arbeit des Menschen, nicht die profane, sondern diejenige Arbeit, mit der er sich fähig macht, die Göttersprache zu hören und sie in das irdische Tun aufzunehmen.

Zwei Funktionen vereinigte das erste Goetheanum, Kultstätte und Mysterienbühne. Das zweite Goetheanum hat nur die zweite übernommen. Und für die erste wurde es zum Erinnerungsbau. Sie ist angerufen in den Worten, die Rudolf Steiner – schon nach dem Brande des ersten Goetheanum – in der Stuttgarter Delegiertenversammlung vom Frühjahr 1923 sprach, als er das von der Anthroposophischen Gesellschaft zu Leistende einen umgekehrten Kultus nannte, einen Kultus, in dem der Mensch mit den anderen zusammen den Weg zum Geiste sucht und damit Gemeinschaft aus der Freiheit heraus in die Zukunft hinein baut, während der religiöse Kult die Menschen zum symbolischen Wiedererleben des in der vergangenen Geistlebendigkeit gemeinsam Durchgemachten führen will.

Wie ein Mahnzeichen für das, was immer noch Aufgabe einer Anthroposophischen Gesellschaft sein muß, diesen «umgekehrten Kultus» zu schaffen und ihn in angemessene Raumgestaltungen hineinzustellen, steht doch die Tatsache da, daß das alte Goetheanum nur noch Erinnerung ist, und daß auch die Stufen zu ihm bis jetzt nicht zu bleibender Wirklichkeit gedeihen konnten.

Es ist das aber doch nur die zweite Seite zu der primären Tatsache, daß wir von der Verwirklichung des umgekehrten Kultus in unserer Gesellschaft noch himmelweit entfernt sind. Die erste Stufe zu ihm kann doch nur sein, daß es uns gelingt, eine Gesellschaft zu bauen, die wirklich brüderlich alle diejenigen vereint, die auf den verschiedensten Wegen den Geist der Anthroposophie suchen. Über das Wort der Anthroposophie kann man streiten, mag man streiten, wenn man es so tut, daß man dem anderen die Liebe nicht verwehrt. Finden wird man sich dann immer wieder, wenn man zum Geiste der Anthroposophie dringt.

Und das mag uns vielleicht einmal wieder dahin führen, daß wir daran denken dürfen, Raumgestaltungen aus dem Geiste des alten Goetheanum zu errichten; als Hülle für den in unserer Arbeit zu verwirklichenden wahren Geist der Anthroposophie.

BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH

Heft Nr. 57 Pfingsten 1977

<i>Hella Wiesberger: Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 als Geburtsstätte moderner Mysterienkultur. Sieben Jahrzehnte Baugedanke Rudolf Steiners</i>	1
Rudolf Steiner: Geistige Wirklichkeit und künstlerische Formgebung. Fragment eines Briefentwurfes. Faksimile	13
<i>Edwin Froböse: Zum 70. Jahrestag des Münchner Kongresses</i>	17
<i>E. A. Karl Stockmeyer: Von Vorläufern des Goetheanum. Aus «Bilder okkulten Siegel und Säulen. Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907»</i>	27

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH-4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. – *Redaktion:* Wolfram Groddeck. – *Administration:* Rudolf Steiner Verlag, CH-4143 Dornach, Haus Duldeck. *Konten:* Postcheckkonto Basel 40-13768. Für Deutschland: Postcheckkonto Karlsruhe 70196-757; Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 5574 967. *Druck und Versand:* Zbinden Druck und Verlag AG, CH-4006 Basel, St. Albanvorstadt 16. – Preis des Einzelheftes (ab Heft 57) Fr./DM 6.–, des Doppelheftes Fr./DM 12.–, jeweils zuzüglich Porto. Im Abonnement für jeweils 4 Hefte Fr./DM 22.– zuzüglich Porto. Zahlungen erst nach Erhalt der Rechnungen, keine Vorauszahlungen.